HEFT 8 AUGUST 1986 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

SPD und Frieden:
Nun seifen sie wieder

Später Sieg der RAF?

LIBERTY-GANGSTER

Die USA gegen den Rest der Welt

in konkret August 1986

von Konkret

Buch des Monats: Von der Liebe zum Geschlechtsleben von Günter Amendt

Gunter Schmidts Aufklärungen über das Sexuelle

an Konkret

Beispiel Straßlach von Hermann L. Gremliza

MuralesWandbilder vom Hinterhof der USA von Michael Nungesser

Während die zum 100. Geburtstag frisch geliftete Grußelse »Miss Liberty« wieder mehr Auswanderer aus dem weißen Europa anlocken soll, kommen die meisten US-Immigranten inzwischen aus Lateinamerika. Nicht gerade zur Begeisterung der Yankees. Denn die Chicanos bringen ihre eigenen Ansichten über Amerika mit, wie man an den Mauern vieler Städte des Südwestens sehen kann. - Beispiele von Wandmalereien in San Francisco, fotografiert von Cornelia Suhan und ein Text Über den mexikanischen Einfluß auf diese Kunst von Michael Nungesser

Gangster - Staat von Noam Chomsky, Heinz Dietrich

Terror und Verbrechen, Vertreibung und Genozid sind Bedingungen für das Entstehen der Vereinigten Staaten von Amerika gewesen. Heute praktizieren die USA nicht nur gegenüber Nicaragua und Libyen das, was sie selbst werden ließ. Noam Chomsky, US-Amerikaner, Vietnamkriegs-Gegner, Wissenschaftler um Massachusetts Institute of Technology, legt in einem Gespräch, das Heinz Dietrich mit ihm für KONKRET führte, diese Traditionslinie US-amerikanischer Politik dar

Nun seifen sie uns wieder ein von Jürgen Reents

Über den Friedensparteitag der SPD in Nürnberg in diesem August

Kaputtgehen an der Pflege anderer von Hilde Herzog

Die geltenden Gesetze sorgen dafür, daß es in der BRD an Pflegefällen nie fehlen wird: Pflegebedürftige sind auf die Hilfe ihrer Angehörigen angewiesen. Nicht selten werden diese, ob der großen Belastung, früher oder später selbst zu Pflegefällen. Die Grünen wollen das zusammen mit Hessen jetzt ändern.

Spurensuche in der Strahlenwolke von Detlef zum Winkel

»Kaum Plutonium freigesetzt - keine Gefahr für die Bevölkerung«. Bei den Strahlenmeldungen noch dem Reaktorunglück von Tschernobyl gaben die zuständigen Institute hierzulande viel zu früh Entwarnung. Detlef zum Winkel hat die Zahlen und Meßwerte verschiedener europäischer Staaten verglichen. Ergebnis: die ausfallende Aktivitätsmenge war »überraschend hoch«

...und um anderen Morgen, siehe da, bist du verkohlt von Otto Köhler

Sie haben ihn in Nürnberg freigesprochen vom Vorwurf des Mordes. Karl Heinz Hoffmann, der Terroristenchef, hat von Nürnbergs Justiz nie etwas anderes erwartet. Nicht weil es da nichts gäbe, was ihn mit dem Mord an dem jüdischen Verleger Shlomo Lewin und seiner Lebensgefährtin Frida Poeschke in Verbindung bringt. Sondern, weil er gewiß sein kann, daß die Hand des Herrn schützend über ihm ruht.

Magazin

BÜCHER von Matthias Altenburg

Gewalt + Politik von Wolfgang Pohrt

Alle Gewaltlosigkeit geht vom Volke aus. Aber wer bringt sie ihm bei? Der Innenminister? Die Grünen? Beide. Deren neue Friedfertigkeitspartnerschaft sorgt dafür, daß die wirklichen Gewaltverhältnisse nicht zur Sprache kommen. Wolfgang Pohrt über die Unmöglichkeit gewaltloser Politik

Strauß und Goethe von Michael Schilling

Ein Geißel-Drama um »unser Ansehen im Ausland«

Die tödliche Dosis von Peter Krauß

Gewalt von Frauen hat Männer stets mehr irritiert als die eigene, die vorausgesetzt wird. Frauen sollen zum Leben verhelfen, nicht zum Tod. Töten sie, verletzen sie auch noch die Gesetze der Natur.

Fliegende Taube, Nördliche Gans und Langer Marsch von Simon Worall

Fahrräder in China

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Sigmar PolkeJux mit schwarzer Kunst von Jutta Koether

Er hat so seine Scherze getrieben. Mit »Langweilerschleife« und »Schimpftuch«, Bunnies im Photo-Raster und dem Dürer-Häschen auf Dekostoff - klassische Irritation und viel Magie um Kunstwerk. In Venedig ist er jetzt mit Hydro- und Thermo-Bildern Biennale-Meister geworden. Polke-Superstar auf dem Weg zum Staatskünstler?

Von Dichtern und Hofschranzen von Oscar Zambrano

Bisher galten die Attacken des peruanischen Schriftstellers Mario Vargas Llosa vor allem seinen lateinamerikanischen Kollegen. Jetzt hat es auch den Deutschen Grass erwischt. Vargas kam eigens dazu in die Bundesrepublik. Auf Kosten der Konrad-Adenauer-Stiftung

»Die Schwarzen werden die Macht Übernehmen. Das ist sicher« von Nadine Gordimer, Catherine Cavid

KONKRET: Was die Botha-Regierung total zensiert und uns gekonnt verheimlicht, ist das tägliche Leben der Südafrikaner. Wie spielt es sich ab?

Der Noellesche Dreisatz von Wolfgang Michal

Neues aus der Zahlenreitschule Allensbach am Bodensee

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/86, S. 4

von Konkret

1. Es gibt Karrieren: Gut erinnern wir uns noch des jungen Hamburger Trotzkisten, der Mitte der siebziger Jahre alle paar Tage in die Redaktion stürmte und an Wochenenden den Herausgeber mit stundenlangen Telefonaten überzog, um KONKRET auf den rechten basisdemokratischen Weg zu bringen. Für seine Dienste - die freilich unbezahlbar waren - verlangte er nie ein Honorar, und auch die hartnäckige Weigerung der Redaktion, seinen Zureden zu folgen, schreckte ihn, den »Freund Dutschkes«, als der er reiste, nicht ab. Es dauerte wohl an die zwei Jahre, bis er bei der (inzwischen eingestellten) Zeitschrift »Langer Marsch«, die das Westberliner Spontitum in Glotzens Vorzimmer begleitete, mehr Glück hatte. Von nun an gings hinauf: Der junge Mann avancierte zum Geschäftsführer der GEW in Nordrhein Westfalen und zuletzt, gegen die Stimmen der Mehrheit im Akademischen Senat und in der Berufungskommission, durch »Oktroi« des CDU-Senators Kewenig zum Professor an der Fachhochschule in Westberlin. Wo Freddy nur zwei Freunde, die Gitarre und das Meer, geblieben waren, hatten sich für den Kandidaten die ganze »Notgemeinschaft für eine freie Universität« sowie der sagenhafte Erwin K. Scheuch ins Zeuch gelegt. Auch seine alte Liebe, die Presse, hatte er über die Jahre nicht vergessen, und die Perlen, einst vor die KONKRET-Säue geworfen, landeten nun in der »Welt«, bei »Capital«, in der »FAZ« und im »JW-Dienst«, einem dem Verfassungsschutz nahestehenden Fachblatt für Denunziation. Doch erst im Juli 1986 war er am Ziel seiner Träume: Auf Seite 1 meldete die »Bild«Zeitung, ein »SPD-Professor«habe in einem »geheimen Strategie-Papier« die Westberliner SPD als »Instrument der sowjetischen Westpolitik« und als »russische Partei« ausgemacht. So wurde M. Wilke, der erfolglose Berater von KONKRET und Dutschke, zum erfolgreichen Kronzeugen von Springers »Bild«.

Es gibt Karrieren.

2. Im »Spiegel« Nr. 26 findet der Redakteur Hartmut Schulze, der schon bessere Tage gesehen hat, den Fuchtelwichtel der Zeitgeist-Generation, Rainald Goetz, zum Küssen darum, wie er Anstoß nimmt an einem Satz, den Hermann Peter Piwitt in KONKRET (7/84) schrieb: »Es gibt Frauen, die besser nicht den Mund aufmachen, außer bei Essen und Fellatio.«

Von Goetz ist kaum zu erwarten, daß er richtig, das heißt im Zusammenhang, zitiert; ihm scheinen die Folgeschäden des Rasierklingenattentats, das er auf einem der jährlichen Legasthenikertreffen in Klagenfurt gegen die eigene glatte Stirn unternahm, irreparabel auf den Keks gegangen zu sein. Aber Hartmut Schulze hätte man doch zugetraut, daß er sich durch einen Blick in KONKRET vergewisserte, was Piwitt im Zorn über das antiemanzipatorische Geschwätz einer prominenten Schauspielerin seinerzeit wirklich geschrieben hat:

»Lilli Palmer über Gleichberechtigung: Ich war immer die Unterlegene und ich glaube bis auf den heutigen Tag, daß der Mann in einer Beziehung der Führende sein muß.«

Folgt der beanstandete Satz. Mag sein, der war frauenfeindlich. Gewiß war er nicht eben fein. Aber feiner als in verleumderischer Absicht den Sinn einer Aussage um 180 Grad zu drehen, scheint es uns allemal.

3. Mit Horst Tomayer kann uns das 1. wie das 2. nicht passieren, hingegen immer wieder solches: Radio Bremen interviewte den Dichter zehn Jahre danach noch einmal wegen der Fahrt, die er 1976 mit dem Rennrad von Westberlin nach Hamburg unternommen und in KONKRET 1/77 beschrieben hatte. Tomayer an Radio Bremen: »Meine Zonendurchquerung... durch die Zone ... mit den Leuten von der Zone ... durch die Zone ... durch die Zone ... «. Radio Bremen, ganz Fortschritt:

»Warum sagen Sie zur DDR immer Zone?« Tomayer: »Weil, schauns, ich liebe ja dieses Land und das System und die Leut drüben, und drum sag ich zu diesem Land auf eine zärtliche Weise Zone, weil, schauns, heutzutage sagt ja praktisch schon ein jeder ehemalige SS-Mann DDR, und da muß man sich natürlich ein bisserl absetzen.« Wenn der Tommy Iwan sagt.

4. Im Juni hat KONKRET-Herausgeber Gremliza in den Buchhandlungen Karl Liebknecht in Essen, Heinrich Heine in Hamburg und in der Elefanten Press Galerie in Westberlin aus »Was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht«, aus »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte« und aus nicht in Buchform veröffentlichten Arbeiten gelesen. Zuhörer jeweils über hundert, freie Plätze jeweils keine, Dauer der Lesungen bis zu zweieinhalb Stunden. Nach »Theo XXI« und »Vom Raddatz VII« wurde das Verlangen nach Diskussionen nirgends laut. Die Besucher kamen scheint's vor Lachen nicht dazu. So ist es recht.

5. Nachdrucke: Das Staatstheater Darmstadt veröffentlicht in seinem Programmheft zum »Menschenfeind« (nach Moliere/von Enzensberger) den Beitrag »Feine Leute« aus Gremlizas »Was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht«. (Bei dieser Gelegenheit: Das Buch, 1979 bei Zweitausendeins erschienen, ist vergriffen; die zahlreichen Bitten um Lieferung können also nicht erfüllt werden.) Das Hamburger Thalia-Theater veröffentlicht in seinem Programmheft zu der Montage »Waldes Wut & Waldes Weh« Gremlizas Kolumne »Deutsche Eichen« aus KONKRET 11/84.

Konkret 08/86, S. 6

Günter Amendt

Buch des Monats: Von der Liebe zum Geschlechtsleben

Gunter Schmidts Aufklärungen über das Sexuelle

Erst einmal die Karten auf den Tisch. An ders geht es nicht, wenn man über die Arbeit eines Freundes schreibt. Was sagen die Karten? Gunter Schmidt, der seinem Werk »Über das Sexuelle« in kryptischer Unschärfe den Titel »Das Große Derdiedas« nach einer Gedichtzeile von Hans Arp gegeben hat, ist nicht nur ein Freund sondern auch der Kollege, dessen Sexualwissenschaftliches Gutachten vor Jahren die »Sexfront« dem Griff des Zensors entwunden hat. Das sind die Zusammenhänge, sie sagen alles, sie sagen nichts. Doch gibt es nicht nur Zusammenhänge sondern auch Übereinstimmungen. Sie sagen mehr. Ich teile Schmidts sexualwissenschaftlichen und sexualpolitischen Ansatz.

Im unausweichlichen Clinch von Wissenschaft und Gesellschaft bei einem politisch so brisanten Thema wie der Sexualität, habe, so Schmidt, die Wissenschaft, die sich im übrigen erst seit gut hundert Jahren mit dem Sexuellen auseinandersetzt, immer wieder ihr Doppelgesicht gezeigt: »Zwischen Hilfe zur Befreiung und Beihilfe zur Unterdrückung.«

Fast zwangsläufig richtet Schmidt zunächst den Blick aufs Historische, denn das Sexuelle - und mit ihm auch »die Liebe« - hat eine Geschichte, deren Kenntnis Voraussetzung ist für ein gesellschaftliches Verständnis von Sexualität mit all ihren emotionalen Ausdrucksformen. Natürlich ist da immer auch Unbewußtes im Spiel. Überall liegt der Trieb auf der Lauer und drängt auf Durchbruch. Doch weder Trieb noch Unbewußtes vermitteln dem 'Sexualwesen' ein Verständnis von sich selbst. Selbst-Verständnis aber gehört dazu, daran hält der Aufklärer fest. Schmidt hat ein Aufklärungsbuch geschrieben. Ohne Aufklärung nehmen die sexuellen Mystifikationen überhand, verkitschen die Gefühle, wird das Sexuelle mit Ansprüchen belastet, die es nie und nimmer verkraften kann. Immer steht das Sexuelle auch für etwas ganz anderes. Seine Überfrachtung mit Ansprüchen, Erwartungen und Hoffnungen von außen und die Kritik daran zieht sich wie ein Leitmotiv durch Schmidts Buch. Es ist eine aus vielen Therapiestunden und der scharfsichtigen Beobachtung des Alltags gewonnene Erkenntnis.

Wer das dringende Bedürfnis verspürt, Schmidts wissenschaftstheoretische aber auch seine politische Position ein- bzw. zuzuordnen, wird es nicht leicht haben. Schmidt spricht sich nicht aus. Doch erschließt sich von Kapitel zu Kapitel deutlicher eine Denktraditon, die mit den Namen von Wilhelm Reich und Herbert Marcuse verbunden ist und der sexualpolitischen Diskussionen, die in den späten 60er Jahren ihren politischen Ausdruck fand. In dieser Tradition wird die sexuelle Lage der Menschen nicht unabhängig von ihrer Klassenlage gesehen, werden sexuelle Beziehungen auch als Machtverhältnisse verstanden. Zweifellos hat diese 'neue' Sicht des Sexuellen Spuren im allgemeinen Bewußtsein hinterlassen und sogar die Fassade mancher Institution angekratzt. Aber ohne Zweifel wurde in der Öffentlichkeit das 'neue' historisch-materialistische Verständnis von Sexualität zwischen Klassen- und Geschlechterkampf im Laufe der Jahre auch banalisiert und trivialisiert - und damit neuerlich mystifiziert.

Mit den 'neuen sexuellen Mythen' setzt sich Schmidt, ohne sie so zu nennen, auseinander. Etwa am Beispiel der Pornographie, die »wie die Perversion im Einzelfall« die »*kollektive* Beschädigung der Sexualität« inszeniert. Pornographie steckt, wer könnte das übersehen, »voller Gemeinheit, Feindschaft, Brutalität, Demütigung, Rache; sie inszeniert fortwährend Unterwerfung und Beherrschung, Kampf um die Kontrolle des Partners, ist ähnlich wie die Perversion eine erotische Form von Haß.« Und die Opfer sind auf den ersten Blick immer die Frauen. Schmidt scheut nicht das Risiko des zweiten Blicks.

»Macht und Unterwerfung, Anonymität und Fetischisierung - richtet sich das alles nur gegen Frauen?«, fragt er und nimmt sich die feministische Pornographie-Kritik vor. Reagieren nicht auch Frauen erregt auf Pornographie, liefert Pornographie nicht auch ihnen »Projektionsschirme für ihre Machtphantasien«? Schmidt verdächtigt einige feministische Autorinnen »an einer neuen Unschuldslegende der Frau, voll reiner, liebevoller Sexualität, ohne Arg und Trug und Boshaftigkeit« zu weben und damit eine neue, »diesmal feministische Entsexualisierung der Frau« zu besorgen. Macht und Feindseligkeit, auch sie sind Motor weiblicher Sexualität, »dies zu leugnen hieße, Frauen mit dem Etikett der 'Friedfertigkeit' zu kastrieren.«

Klartext zu schreiben, so daß jeder und jede folgen kann, komplizierte theoretische Zusammenhänge so einfach wie möglich und so differenziert wie nötig darzustellen, ist Schmidts Stärke. Auch als Hochschullehrer. Schmidt kommt ohne aufgedonnerten Akademismus und elitäre Verschlüsselungen aus, als Lehrer wie als Autor. Sein Buch ist aus einem Guß - auch wenn die Themen scheinbar weit auseinanderliegen, müssen sie nicht künstlich zusammengehalten werden durch Rückversicherungsfloskeln und Querverweise wie: Ich komme darauf zurück, wie oben erwähnt, wie ich später zeigen werde. Schmidt sollte seiner Art zu schreiben mehr vertrauen. Das Buch ist fesselnd und spannend, wenn einen überhaupt die Entwicklung von Gedanken in Spannung zu versetzen vermag.. Schmidts oft quer gedachten Erkenntnisse und schräg empfundenen Einsichten verblüffen den Leser und die Leserin immer wieder.

Gunter Schmidt sucht auch eine Antwort auf die unter dem Einfluß der A.I.D.S. Diskussion in jüngster Zeit häufig gestellte Frage: »Was passiert mit der Sexualität?« Nichts passiert, was nicht durch die sozioökonomischen Bedingungen vorgegeben wäre. D'accord. Eine neue Verzichtmoral, die auf alte Normen zurückgreift, sei nicht nur unzeitgemäß sondern »den Interessen des 'Systems' entgegengesetzt.« Da bin ich mir nicht so sicher, denn was sind die Interessen des Systems in einer Zeit der Massenarbeitslosigkeit, von Sozialabbau und Reallohnverlust? Es muß sich noch zeigen, ob die geistig-moralische Offensive des Neokonservatismus nur Propagandarummel ist, ob die Apelle an Opfer und Verzichtbereitschaft nicht doch mehr sind als der anachronistische Versuch, eine »künstliche Mangelsituation« zu schaffen. Die Reaktion nähert sich heimlich still und leise über den familienpolitischen Umweg ihren alten Kampfzielen: Verhinderung der Abtreibung und Verschärfung der Sexualgesetzgebung. Wo das Schulgebet von oben verordnet wieder Einzug hält, muß die Sexualerziehung weichen, wo eine mediengesteuerte Aids-Kampagne möglich ist, müssen die Homosexuellen bangen. Fortwährend Verbote und Restriktionen mögen »in der Überflußgesellschaft« funktionslos geworden sein, doch leben heute unübersehbar immer mehr Menschen an Ufern, wo der Fluß ausgetrocknet ist oder Niedrigwasser führt. Überfluß gibt es nur noch an der Mündung, dort wo die Sumpflandschaft beginnt.

Über die Zukunft der Sexualität - was heißt: über gesellschaftlichen Einfluß und staatlichen Eingriff - wird man sich streiten müssen, das Prinzipielle wird davon nicht berührt. So handelt Schmidts Buch nicht nur »über das Sexuelle« sondern auch von der Radikalisierung der Sexualwissenschaft.

Gunter Schmidt: Das große Der Die Das. Über das Sexuelle, März Verlag, 188 Seiten, DM 25. -

Konkret 08/86, S. 8

an Konkret

ALLE QUITT

KONKRET 7/86: »DER IDEELLE GESAMTANTISEMIT« HERMANN P. PIWITT OBER BRODERS BUCH »DER EWIGE ANTISEMIT«

Sechs Millionen Juden sind in deutschen KZs irgendwie ganz übel gefoult worden. Aber jetzt hat dieser dumme aufgrund seiner Sozialisation zu den einfachsten logischen Schlüssen nicht fähige Jude Broder ja sein Revanchefoul gehabt mit seinem menschenverachtenden, unwissenschaftlichen, unredlichen Buch, das er uns 80 Millionen Deutschen (die guten aus der DDR gehören ja dazu) angetan hat.

Wir sind also alle wieder quitt und auf gehts in die Verlängerung.

KARL-HEINZ P. KOHN

KAISERSLAUTERN

1984 wurde Hermann Peter Piwitt in der Juli-Ausgabe von KONKRET als parteiloser »National-Kommunist« vorgestellt, was zweifellos mit seinem Einverständnis geschah, da er gerade die Autoren-Redaktion des Blattes übernommen hatte. Das Etikett trug dem Umstand Rechnung, daß Piwitt stets ein engagierter Mitläufer jener Bewegung war, die praktisch folgenlos gegen die amerikanische Aufrüstung protestierte und dabei praktisch folgenreich rechte Kampfbegriffe wie Heimat, Patriotismus und Nation rehabilitierte.

1986 nun schreibt Piwitt, wieder im Juli-Heft von KONKRET, über die Juden: »Sie halten -jedenfalls in der Mehrheit - sich an das, was sie sich selbst gerade erst erkämpft haben: Nation, Nationalbewußtsein. Denn was für unsereins eine bis zum Ekel erlebte und entsprechend disqualifizierte Sache ist, ist für sie, nach zweitausend Jahren Verfolgung und Heimatlosigkeit, beileibe die Rettung.«

Da für unsereins, d.h. für uns nicht-jüdische Deutsche im Unterschied zur Mehrheit der Juden, die Nation und das Nationalgefühl eine bis zum Ekel erlebte und entsprechend disqualifizierte Sache sind; weil das Nationalgefühl also eine besondere Marotte der durch lange Heimatlosigkeit und Verfolgung geschädigten und deshalb vermindert zurechnungsfähigen Juden ist; weil aus geschichtlichen Gründen Piwitt & Kumpanen das Nationalgefühl artfremd und den Juden mehrheitlich arteigen ist, müssen Piwitt & Kumpane in ihrer völkischen Phase, die kaum zwei Jahre zurückliegt, jüdischer Verführung zum Opfer gefallen sein, und wie ihnen geht es heute im WM-Rausch der Bevölkerung. Für Broders Behauptung, daß es einen linken Antisemitismus gibt, hätte Piwitt keinen besseren Beweis liefern können, als seinen mißglückten Versuch einer Widerlegung.

WOLFGANG POHRT

STUTTGART

KAPIERT

KONKRET 7/86: »TOMAYERS EHRLICHES TAGEBUCH«

Tomayer, mal herhören: Stell' mal Deine bayerische Zwiebel. 13.30h MEZ Beim Schlump/HH hat Christian S.S. den Kasteninhalt längst im Sack und füttert damit seine Sortierautomaten, und zwar seit 13.45h MESZ. Kampfverse und Kunstfotos kamen eine dreiviertel Stunde zu spät zum Einwurfschlitz, kapiert? Und hat Ernst sich dann bei sicherlich weiteren Kontrollanrufen noch bedankt, oder was?

KUTTE ALBERS

WESTBERLIN

DENKPROTHESEN

KONKRET 5/86: »IRGENDWO. SPANIEN. BASKENLAND.« OBER GENOSSENSCHAFTEN MIT KONZERNUMSÄTZEN BERICHTET GEORG WEDEMEYER

Der Artikel war ausgesprochen interessant und es müßte vielmehr über derartige Projekte, Genossenschaften u.ä. publiziert werden. Als angehender Betriebswirt ist man immer wieder mit Denkprothesen a la »sozialistische Mißwirtschaft«, »Arbeiter sind zu dumm zur Mitbestimmung«, »nur Leistung zählt«, »es muß einen geben, der das Sagen hat«, etc. konfrontiert.

Es ist sehr gut, wenn den Protagonisten menschenverachtender Leistungs- und Ertragsideologien praktizierte Gegenargumente vorgelegt werden.

TORSTEN DAMERAU

FLENSBURG

SATIRE

KONKRET 7/86: »KONGRETCHEN«

»Kongretchen« ist ja eine Rubrik zum Vorlesen, diesmal allerdings brachte sie mich mit Entsetzen zum Stocken. Mutationen werden exotisiert, Behinderungen zoowürdig - so unverblümt habe ich schon lange nicht mehr mit kritischem Anspruch die ureigenen Vorstellungen von Normalität aufgezeichnet gesehen. Stimmt, ich habe vergessen, das alles soll Satire sein. Diese wiederholt die Diskriminierungen, damit will sie entlarven, aber sie verschafft doch nebenbei uns Nichtbehinderten zusätzliche schmunzelnde Befriedigung. Hier ist die Karikatur am Ende! Offenbar hat die Redaktion geschlafen, denn die »Krüppel sind wieder im Sack«, was im Artikel von Franz Christoph dargestellt und von ihm gelernt werden könnte, ist weggewischt.

CHRISTIAN MÜRNER

HAMBURG

ZIEGELSTEINE

KONKRET 6/86: »ALLES IN BUTTER« INTERVIEW ZU TSCHERNOBYL MIT HOLGER STROHM

Das Interview mit Holger Strohm hatte seine volle Wirkung: Mein Magengeschwür ist wieder aktiv geworden. Unsagbare Wut macht sich in mir breit, die ich wenn möglich gewesen, nur allzugerne anhand von Salat und Ziegelsteinen an betreffender Stelle ausgelebt hätte

MICHAEL WENTZEL

NEW YORK

SCHWÜLE STIMMUNG

KONKRET 7/86: »DIE HERREN DES MONTAGMORGENGRAUENS« HERMANN L. GREMLIZA OBER DIE REAKTION DES »SPIEGEL« AUF DAS KONKRET-SONDERHEFT »OPERATION AIDS«

Lieber Herr Gremliza,

Man kann ja auch unter Verfolgungswahn leiden, - das passiert selbst uns manchmal. Aber daß der »Spiegel« seine Aids-Berichterstattung von Eurem Sonderheft abhängig machen würde, das kann doch selbst der bewunderte Ex-Kollege Gremliza nicht glauben.

Tatsächlich hat die »Spiegel«-Berichterstattung - sage ich als unzuständiger, aber oft genug mit der Materie befaßter D I-Mensch - spätestens im letzten Sommer die Kurve gekriegt, vom gelegentlich schwülen ins, richtig: Aufklärerische. Das will bloß keiner aus jener Minderheit bemerken, die schon immer stolz darauf war, - eine Minderheit und damit verfolgt zu sein. Bloß - ausgerechnet dem »Spiegel« als ganzes anzulasten, er mache weiterhin Stimmung gegen Minderheiten, ist ziemlich dumm.

Noch dümmer und ebenso falsch ist die Behauptung, die Berichterstattung hänge mit dem Fall der Auflage »unter eine garantierte Marge« zusammen. Die Auflage steigt; die »Marge« liegt ganz wo anders - also was soll die Behauptung?

Ist's bloß Stimmungsmache? Oder Verfolgungswahn?

WOLFGANG BICKERICH

DER SPIEGEL

HAMBURG

Sehr geehrter Herr Bickerich,

Das hatten Sie sollen bleiben lassen. Es macht uns nur Arbeit und bringt weder Ihnen »selbst« noch »dem 'Spiegel' als ganzes« mehr Gewinn als den Verlust eines Dativs und des letzten Scheins von Seriosität. Konnten Sie es denn mit der Feststellung von Dummheit und Verfolgungswahn nicht genug sein lassen? Mußten Sie Herrn Gremliza auch noch mit Ihrer Bewunderung belästigen und so eine Antwort provozieren, die an Ihnen als einem jener sanft fortschrittlichen Redakteure, welche die Bürgerpresse in die Bresche zu werfen pflegt, wenn die Blattlinie unter schweres Feuer geraten ist, ein Exempel statuiert?

Sie schreiben: »Aber daß der 'Spiegel' seine Aids-Berichterstattung von Eurem Sonderheft abhängig machen würde, das kann doch selbst der bewunderte Ex-Kollege Gremliza nicht glauben«, der ja sonst jeden Scheiß glaubt und darum ein bewunderter Ex-Kollege heißt. Gremliza hat das natürlich weder geglaubt noch gar behauptet, was ihm auch umso schwerer gefallen wäre, als das KONKRET-Sonderheft »Operation Aids« nach der »gelegentlich schwülen« und - wie wir zwar nicht im »Spiegel«, aber nun doch im Brief seines »oft genug mit der Materie befaßten« Redakteurs lesen können - »Stimmung gegen Minderheiten« schürenden Aids-Kampagne des »Nachrichtenmagazins« erschienen ist, ja geradezu als Antwort auf diese.

So nützlich es wäre, wenn der »Spiegel« wenigstens in Zukunft seine »Aids-Berichterstattung« an A für orientierte, die ihm im Sonderheft »Operation Aids« erteilt wurde, und den Sinneswandel publik machte, den sein Redakteur Bickerich klammerbrieflich reklamiert, so fern lag es Gremliza, vom »Spiegel« eine solche »Kurve« ins»Aufklärerische« zu erwarten. Seine Paranoia ließ es ihm eher möglich erscheinen, daß ein Redakteur des »Spiegel« die mit gelegentlich schwüler Stimmungsmache verfolgte Minderheit beschuldigen werde, die »Kurve« des Blattes zum »Aufklärerischen«, die der »Spiegel« selbst mit keinem Wort des Bedauerns oder des Widerrufs seiner widerwärtigen Kampagne markiert hat, nicht augenblicklich honoriert zu haben. Denn zu solcher Zumutung ist die besinnungslose Gewinnbeteiligungsethik fähig die Gremliza zwar nicht »dem `Spiegel' als ganzes« aber doch dem »Spiegel« überhaupt einschließlich seiner unzuständigen »D I-Menschen«, attestiert hatte.

Was Gremliza tatsächlich behauptet hat, kommt in Ihrem Brief mit keinem Wort vor.- Daß die vor Fälschungen und Verdrehungen strotzende Attacke des »Spiegel« auf den Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch ausschließlich dem Zweck diente, den Herausgeber und die Autoren einer Publikation, die den Skandal der »gelegentlich schwülen« und »Stimmung gegen Minderheiten« machenden »Aids-Berichterstattung« des »Spiegel« an die Öffentlichkeit gebracht haben, zu diffamieren. Dazu paßt, daß ausgerechnet der Redakteur, der die besonders schwülen und hetzerischen Beiträge zur »Aids-Berichterstattung« des »Spiegel« verfaßt hatte, wofür er später ins Ressort Bio-Gas strafversetzt wurde, an die Stätte seiner Schlachten zurückkehren und gegen Volkmar Sigusch allen Dreck ins Blatt rucken durfte, der sich unter seinen brennenden Nägeln gesammelt hatte.

»Noch dümmer und ebenso falsch ist die Behauptung«, Gremliza habe geschrieben, daß die Auflage des »Spiegel« falle. Das weiß er nämlich nicht. Er weiß bloß, was er geschrieben hat und was zu belegen ist.- Daß der »Spiege1«-Verlag im zweiten Quartal 1985 ein Absinken der verkauften Auflage von ehemals knapp einer Million auf 890 216 Exemplare melden mußte; ein weiterer Verlust in gleicher Höhe hatte das Blatt unter die den Anzeigenkunden garantierte Marke gebracht, die nicht »ganz wo anders« liegt sondern exakt bei 800 000 Exemplaren. Es war der durchschlagende Verkaufserfolg des ersten schwülen, Stimmung gegen Minderheiten evozierenden Aids-Titels, der die »Spiegel«Redaktion damals befeuerte, immer neue, noch schwülere Aids-Titel und Aids-Reportagen auf den Markt zu werfen, bis der »unzuständige D I-Mensch« ausrufen konnte: »Die Auflage steigt.«

Sie sehen, Herr Bickerich: Blindes Streben schadet nur. Malen Sie also weiter saubere Häkchen auf die Fernschreiben des Bonner Büros, übertragen Sie sorgfältig die Korrekturen des Archivs auf die Fahnen und überlassen Sie das besorgte Denken an »den 'Spiegel' als ganzes« getrost den Chefredakteuren und dem Verleger - die haben die größeren Pferde! Fürchten Sie auch nicht den dann drohenden Vorwurf, Sie litten unter einem Minderwertigkeitskomplex. Glauben Sie uns: Das ist kein Komplex. Und wenn Sie wieder mal jemanden brauchen, den Sie bewundern können - nehmen Sie den Doktor Halter, der freut sich.

Mit freundlichen Grüßen

REDAKTION KONKRET

Konkret 08/86, S. 10

Hermann L. Gremliza

Beispiel Straßlach

R.v. Weizsäcker meint: »Der mörderische Anschlag auf das Leben von Professor Karl Heinz Beckurts.... der ihn und seinen Fahrer Ekkehard Groppler getötet hat, ist ein Anschlag auf uns alle.« Davon kann keine Rede sein. Weder sind »wir alle« einflußreiche Männer im militärisch-atomindustriellen Herrschaftsapparat, noch wollen »wir alle« sowas werden. Auch die Gefahr, als Chauffeur einer solchen Führungskraft ums Leben zu kommen, lastet nicht gerade auf Millionen. Was also wollte der Bundespräsident uns sagen?

Gesetzt den Fall, es war tatsächlich die RAF und nicht ein gekaufter Wirtschafts- oder Staatsterrorist, der sich ihrer Mittel wie ihrer strategischen Logik bediente, weil doch keiner sagen kann, wem solch ein Anschlag nützt, und sich so gut wie die RAF auch die anderen verrechnen können: Nie war ein Opfer nach so allgemein verständlichen Kriterien ausgesucht worden, nie hatten »wir alle« weniger Grund, uns »persönlich betroffen« zu fühlen. »Wir alle« werden zwar nicht zugeben, daß die stiernackige Brutalität, mit der die Atommanager und ihr politischer Anhang die Angst vor einem zweiten Tschernobyl ignoriert oder verhöhnt haben, ein Bedürfnis nach Revanche geweckt hatte. Doch selbst die Gewaltfreiesten der Gewaltlosen vermißten »irgendwie« einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit, und sowenig sie an ein blutiges Attentat gedacht hätten oder es gar zu billigen bereit gewesen wären, so gering war, nach vollbrachter Untat, ihre Neigung, sich mit Abscheu abzuwenden.

Dieser Befund, dem weder Ergebnisse von Landtagswahlen noch die Aufrufe der bekannten Unterschriftsteller widersprechen, blieb auch den Weizsäckers, Kronzuckers und Fellers aller Propagandakanäle nicht verborgen, die darum schon Stunden nach dem Attentat nichts anderes mehr im Sinn hatten, als den erkennbaren Mangel an Entsetzen über den Anschlag auf eine Stütze von Atomstaat und Gesellschaft durch das Erzeugen von Mitleid mit dem Chauffeur wettzumachen. Soweit meine Erinnerung reicht, haben Politiker der Bourgeoisie und Angestellte des Staatsfunks niemals emphatischer die Solidarität der Arbeiterklasse beschworen als an jenem Abend, da der Dividendenreporter des Bayerischen Rundfunks sich gar nicht darüber beruhigen konnte, daß die RAF (ausgerechnet die RAF, das hätte der Feller nie gedacht!) »einen Arbeitnehmer« umgebracht hatte. Zimmermanns Bullenprofessor Schreiber, der mit tausend Fahndern zwar die RAF nicht fangen, aber fabelhaft analysieren kann, legte größten Wert auf seine Erkenntnis, daß vor diesen Terroristen »kein Menschenleben« und insbesondere nicht das »des kleinen Mannes« sicher sei. Und die »Bild«-Zeitung warnte die Frühschicht vor dem »Terror gegen uns alle«, nicht ohne den Besuchern des Olympiastadions den Hinweis zu geben, es sei »Deutschland getroffen«. Toni Schumacher traf keine Schuld.

Aber es ist nicht mehr, wie es einmal war, damals, bei der WM 1974 oder bei Buback. Die Leute lassen sich nicht mehr jeden Scheiß einreden und schon gar nicht von professionellen Abkochern wie Beckenbauer und Zimmermann. Sie fielen sich nicht mehr um den Hals, als der Trainer seine Gurkentruppe als bewundernswerte Elf anpries, und veranstalteten keine Straßenjagden auf Demonstranten, als der Innenminister den Ort des Attentats nach Wackersdorf verlegte, damit der teure Verblichene nicht umsonst gestorben sei, sondern auf dem Weg ins Krematorium noch ein paar Wählerstimmen sammle.

Es ist schon so, wie es in dem Straßlacher Flugblatt heißt, »daß in der Entwicklung des Imperialismus eine Stufe eintritt, in der er nur noch Unheil, Destruktivkräfte produzieren kann«, nämlich Zimmermänner und Atomraketen, und daß dies »die objektive Grundlage des Polarisierungsprozesses« zwar nicht »ist«, aber doch sein könnte, »der heute in allen Ländern der Dritten Welt und den Metropolen politisch gegen das System wirksam wird«. Daß sich daraus »subjektiv international die Einheit des Proletariats und der revolutionären politisch-militärischen Front« bereits herausbilde, ist leider Quatsch. Zu beobachten und an den Reaktionen auf Mexiko wie auf Straßlach zu verifizieren ist bloß, daß die Appelle ans nationale Gefühl und an die Gemeinsamkeit der Demokraten immer weniger dazu taugen, eine in jedem Sinne atomisierte Gesellschaft zum einig Volk zusammenzutreiben, und daß auch die schrillsten Töne nichts fruchten. Rief einst der schlichte Mord an einem Bankier vielfache Entrüstung hervor, muß heute - mit weit geringerem Echo - tief in die Epitheta gegriffen werden: kaltblütig sei der Mord gewesen, hinterhältig, feige, heimtückisch, brutal, ja geradezu mörderisch, und wenn der Lueg noch einen draufsetzen will, sagt er »beispiellos« - ins Gesicht von TV-Konsumenten, die doch auch gesehen haben, wie Zimmermanns Freunde und Siemens' Geschäftspartner ein Dutzend Südafrikaner mit Prügeln und Spaten zu blutigen Klumpen schlagen ließen.

Nichts da mit »uns alle«. Der Generalbundesanwalt, der an der Front steht, sagt was ist: Gefährdet seien vor allem amerikanische Militärs sowie Angehörige der Justiz, der Polizei und des militärisch-industriellen Komplexes. In anderen als Rebmanns Worten: Die Führungskader der Bourgeoisie und ihr Gewaltapparat. Sie haben dem Rest der Welt einen Krieg erklärt, den sie lieber mit ihrer Weltbank führen als mit militärischem Gerät, wenn's aber sein muß auch damit. In diesem Krieg sterben täglich Tausende; werden Hunderte abgeschlachtet, wenn in Nicaragua »unsere freie Welt« verteidigt wird; werden Millionen in Angst gehalten und in Verzweiflung getrieben; füllen Zigtausende die Gefängnisse. (Eine

Nachricht aus dem Liberty-Land: »Die Kosten für Gefängnisse haben in den USA zwischen 1980 und 1983 um 50,9 Prozent zugenommen. Das 1983 für Polizei, Gerichte und Gefängnisse zur Verfügung gestellte Budget betrug 39,7 Milliarden Dollar. 1984 waren rund 500.000 Menschen in US-Gefängnissen inhaftiert.«) Und es werden täglich mehr.

Natürlich ziehen sie es vor, den Krieg weit hinten in der Türkei zu führen, aber die Front rückt doch naher. Sie wissen das, denn sie zweifeln nicht, was es bedeutet, daß sie den Monatslohn eines mozambiquianischen Arbeiters auf dem schwarzen Valutenmarkt von Maputo mit vier Mark bezahlen und die regierenden Sozialisten zwingen, Ernährung, Kleidung, Wohnung und medizinische Versorgung für einen Mann und seine Familie zum Gesamtpreis eines Big Mac bereitzustellen. Das ist der mörderische Anschlag auf das Leben von Millionen Menschen, den er einen Anschlag auf »uns alle« zu nennen hätte, wenn unter dem grauen Drahthaar des Präsidenten besseres säße als Verstand und Moral eines geschäftsführenden Werbeonkels. Die Firmenleitung weiß Bescheid. Schon längst leben die Generale und Direktoren hinter Stacheldraht und unter lebenslangem Polizeischutz. Und gleich, wer da gerade regiert, die Recht & Ordnung-Fraktion oder das sozialliberale Milieu: die Zäune werden immer höher. Im Stadtpark mit ihrem Waldi so für sich hingehen und nichts suchen, auch nicht den Blickkontakt zum Begleitfahrzeug, werden diese Herren erst im nächsten Frieden können. Es sieht freilich gar nicht so aus, als ob sie den erleben wollten.

Konkret 08/86, S. 12

Michael Nungesser

Murales
Wandbilder vom Hinterhof der USA

Während die zum 100. Geburtstag frisch geliftete Grußelse »Miss Liberty« wieder mehr Auswanderer aus dem weißen Europa anlocken soll, kommen die meisten US-Immigranten inzwischen aus Lateinamerika. Nicht gerade zur Begeisterung der Yankees. Denn die Chicanos bringen ihre eigenen Ansichten über Amerika mit, wie man an den Mauern vieler Städte des Südwestens sehen kann. - Beispiele von Wandmalereien in San Francisco, fotografiert von Cornelia Suhan und ein Text Über den mexikanischen Einfluß auf diese Kunst von Michael Nungesser

Die Wandmalerei ist, weil öffentlich, der sichtbarste Ausdruck eines künstlerischen Reichtums, der sich in dieser Form hauptsächlich einer Revolution verdankt: Der mexikanischen Revolution von 1910 bis 1920, der ersten großen sozialen und politischen Umwälzung in diesem Jahrhundert. Sie beendete eine jahrzehntelange Diktatur und brachte mit der neuen Verfassung von 1917 Ansätze für eine Veränderung der noch halbfeudalen Zustände.

Als Folge der bürgerlichen Agrarrevolution entstand in den zwanziger Jahren unter dem Erziehungsminister Jose Vasconcelos ein Kulturprogramm, das durch sogenannte Kulturmissionen nicht nur die Indio-Bevölkerung mit den Errungenschaften der modernen Zivilisation vertraut machen, sondern auch ein universales humanistisches Bildungsideal vermitteln sollte - in einem von Armut, vorindustriellen Arbeitsmethoden und Analphabetismus prägten Land eine wahrhaft heroische Aufgabe.

Im Zentrum dieser »Mexikanischen Renaissance«, die vor allem eine Rückbesinnung auf die indianische, von der Conquista gewaltsam überlagerte Tradition bedeutete, stand die Wandmalerei. Die ästhetischen und kunstpolitischen Folgen dieser mexikanischen Wandmalerei sind nicht geringer einzuschätzen als die der sowjetischen Kunst nach der Oktoberrevolution. Was bis in die dreißiger Jahre hinein eine breite Künstlerbewegung war, sich schließlich immer mehr auf Einzelkünstler konzentrierte, ist auch heute noch aktuell, auch wenn die historischen Voraussetzungen sich gewandelt und in Mexiko gegenwärtig für die Wandmalerei nicht sehr günstig sind. Doch die Wandbilder der ersten Jahrzehnte des nachrevolutionären Mexiko bedeuten einen entscheidenden Beitrag für die Kunst des 20. Jahrhunderts. Sie bilden den Stoff für Diskussionen über das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft, Kunst und Staat, über das Problem einer realistischen und öffentlichen Kunst, über den Stellenwert von Kunst im Stadtbild.

Den Beginn der mexikanischen Wandmalerei markieren vor allem zwei Gebäude im Zentrum von Mexiko-Stadt, die sogenannte Vorbereitungsschule und das Erziehungsministerium, beide im Stil der Kolonialzeit gebaut. Hier entstanden unter Beteiligung der später als die »drei Großen« bekannt gewordenen Maler David Alfaro Siqueiros, José Clemente Orozco und Diego Rivera in den Gängen der Innenhöfe ganze Wandbildzyklen, die sich mit den indianischen Frühkulturen, der Eroberung durch die Spanier, der Unterdrückung der Indios, der Rolle der katholischen Kirche und der mexikanischen Revolution auseinandersetzen.

Rivera, der über zehn Jahre in Europa gelebt und kubistisch gemalt hatte, orientierte sich nun stärker an der europäischen Renaissance und stellte in erzählerisch detaillreichen Freskenzyklen das Land, bäuerliche und handwerkliche Arbeiten, die Indios und die Utopie einer kommunistischen Revolution dar.

Siqueiros, der als Wandmaler erst seit Ende der dreißiger Jahre in größerem Umfang hervor trat, schuf in einem dynamisch-pathischen Stil, der barocke Elemente trägt, Bilder von der Ausbeutung Lateinamerikas, dem Kampf der Arbeiter und dem »Marsch der Menschheit« in eine bessere Welt.

Orozco, expressiv und düster, ist der Tragiker unter den Dreien; er stellt das Leiden und die Opfer historischer Prozesse dar. Die Wandbilder von Orozco zeigen das Drama des modernen Menschen - der »Mensch in Flammen« lautet der Titel eines seiner ekanntesten Fresken -, der in der Auseinandersetzung zwischen den sich bekämpfenden Ideologien seinen Weg finden muß.

Als Ende der zwanziger Jahre die zunehmenden politischen Repressionen in Mexiko auch die Aufträge für Wandmalerei stagnieren ließen, gingen Siqueiros, Orozco und Rivera in die USA. Ihre dort entstandenen Wandbilder, u.a. in San Francisco, Detroit und New York, stießen in konservativen Kreisen zum Teil auf heftige Proteste, die bis zur Verhängung oder Übermalung führten. In der nachfolgenden New Deal-Ära bildeten die Wandmalereibewegung der Mexikaner und ihre Wandbilder in den USA das Vorbild für das umfangreiche Kulturprogramm der Roosevelt-Administration.

In Mexiko selbst standen die dreißiger Jahre, die Zeit der Cárdenas-Regierung, im Zeichen einer expandierenden Wandmalerei. In weitaus höherem Maße als in den zwanziger Jahren verbreitete sich die Wandmalerei über das Land und über die großen Städte hinaus und nicht nur Regierungsgebäude wurden ausgemalt, sondern auch Bibliotheken, Markthallen, Schulen und Gewerkschaftsgebäude. Die Basis der beteiligten Künstler verbreitete sich und mit der Gründung der Taller de Gráfica Popular, der Werkstatt für volkstümliche Grafik, wurde ein weiteres Massenmedium zur

Popularisierung der revolutionären Errungenschaften oder zur Kritik an den revolutionären Phrasen miteinbezogen. In den vierziger Jahren traten Stagnation und Akademismus ein. Erstmals vergaben auch Kirche und Industrie Wandbildaufträge.

Neue technische und ästhetische Möglichkeiten boten die großen staatlichen Architekturprogramme der frühen fünfziger Jahre. Die bekanntesten Beispiele sind die Universitätsstadt und das Ministerium für Öffentliche Arbeiten. Die Wandmalerei, die bisher fast immer im Inneren von Gebäuden ausgeführt worden war, trat jetzt vornehmlich als Fassadengestaltung in Erscheinung. Große Mosaiken, wie zum Beispiel das von Juan O'Gorman auf dem Bibliotheksturm der Universität, bedecken ganze Hauswände. Einerseits läßt Dekorativität Inhaltliches verflachen, andererseits bietet diese uralte Technik neue Wege der Stadtbildgestaltung. Weitere öffentliche Projekte; bei denen Wandmaler und Bildhauer in einem gemeinsamen architektonischen Kontext arbeiteten, bildeten damals auch das Medizinische Zentrum, ein Komplex von unterschiedlichen Gebäuden, und Wohnhochhäuser. Die immer engere Bindung der Künstler an den Staat und an die im Sechsjahresrhythmus der Präsidentschaft wechselnden Kulturprogramme ließ die Wandmalerei - von Ausnahmen abgesehen - zum Propagandainstrument der Regierung werden.

Das »Massaker von Tlatelolco«, die brutale Niederschlagung des studentischen Protests während er Olympischen Spiele 1968, veränderte auch die Beziehung der Künstler zum mexikanischen Staat. Offizielle Aufträge sind seltener geworden, die Künstler zogen sich zurück.

Die Auswirkungen der mexikanischen Wandmalerei lassen sich weltweit beobachten. Vor allem die Wandmalerei der Minoritäten in den USA seit Ende der sechziger Jahre, der Chicanos, Puertorikaner und der Schwarzen zeigen Einflüsse der Mexikaner. Wandmalerei erweist sich erneut als künstlerisches Mittel, das gesellschaftliche Konflikte transportieren und zur sozialen Identitätsbildung beitragen kann.

Konkret 08/86, S. 17

Noam Chomsky, Heinz Dietrich

Gangster - Staat

Terror und Verbrechen, Vertreibung und Genozid sind Bedingungen für das Entstehen der Vereinigten Staaten von Amerika gewesen. Heute praktizieren die USA nicht nur gegenüber Nicaragua und Libyen das, was sie selbst werden ließ. Noam Chomsky, US-Amerikaner, Vietnamkriegs-Gegner, Wissenschaftler um Massachusetts Institute of Technology, legt in einem Gespräch, das Heinz Dietrich mit ihm für KONKRET führte, diese Traditionslinie US-amerikanischer Politik dar

KONKRET: Sie waren in Nikaragua. Hat dieser Besuch in irgendeiner Weise ihre Haltung gegenüber der nikaraguanischen Revolution, der US-Gesellschaft oder ihrer Solidaritätsarbeit verändert?

Chomsky: In gewisser Weise schon. Es ist immer etwas anderes, etwas zu sehen, als nur darüber zu lesen. Ich kann nicht sagen, daß ich irgendetwas grundlegend Neues lernte, doch das, was ich wußte, hat nun eine andere Farbe bekommen und ich sehe es in einem anderen Licht als vorher.

Es ist schwierig, sich ein Land vorzustellen, das im Kriegszustand lebt und trotzdem so demokratisch ist; vor allem ein Land, das von einer Supermacht attackiert wird. Die USA, die weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg angegriffen wurden, führten gleichwohl repressive Maßnahmen ein, die über das hinausgingen, was gegenwärtig in Nikaragua der Fall ist. Es wäre etwa undenkbar gewesen, daß die USA während des Zweiten Weltkrieges die Publikation einer pro-japanischen Zeitung erlaubt hätten. Im Gegenteil, die in den USA lebenden Japaner wurden in Konzentrationslagern interniert. »La Prensa« hingegen, die in Nikaragua relativ offen einen konterrevolutionären Standpunkt einnimmt, kann erscheinen.

Die nikaraguanische Gesellschaft ist sehr demokratisch. Man kann überall hingehen und über alles reden. Sogar Vertretern der Supermacht, von der Nikaragua angegriffen wird, ist es erlaubt, das Land zu betreten. Einige Dinge, die dort ablaufen, sind wirklich unglaublich. Rechte Kongressabgeordnete aus den USA fahren nach Nikaragua und halten Pressekonferenzen am Flughafen ab, in denen sie fordern, die Angriffe auf Nikaragua zu verstärken. Das ist so, als ob die USA während des Zweiten Weltkrieges die Nazis zu einer Pressekonferenz eingeladen hätten, in der diese zu einer Intensivierung der Aggression gegen die USA aufgerufen hätten. Das ist unvorstellbar. Tatsächlich sperrten die USA während des Ersten Weltkrieges einen Präsidentschaftskandidaten, den Sozialisten Eugene Debbs, ins Gefängnis, weil er eine pazifistische Position vertreten hatte.

KONKRET. Warum wurden die Japaner während des Zweiten Weltkrieges in den USA interniert?

Chomsky: In den USA gab es zur Zeit des Zweiten Weltkrieges etwa 100.000 Amerikaner japanischer Herkunft. Sie wurden einfach in Konzentrationslager gesperrt. Dabei spielten verschiedene Interessen eine Rolle, u.a., daß man ihr Land stehlen wollte.

KONKRET: Handelte es sich dabei um US-amerikanische Staatsangehörige?

Chomsky: Ja, es waren Staatsbürger der USA, und sie standen unter keinerlei Verdacht. Wir müssen uns daran erinnern, daß die USA nicht angegriffen worden waren. Amerikanische Kolonien, Hawaii und die Philippinen, wurden bombardiert. Aber die USA selbst waren in keinem Moment auch nur der Drohung eines Angriffs ausgesetzt.

Zusätzlich hatten die USA die Pressezensur eingeführt und Streikverbote erlassen. Das sind die Maßnahmen, die man von einem Land erwartet, das sich im , Kriegszustand befindet, denn ein Land, das sich im Kriegszustand befindet, entwickelt totalitäre Strukturen. Dies war der Fall in den USA.

KONKRET: Wenn Sie Nikaraguas revolutionäre Demokratie mit der revolutionären Demokratie der Unabhängigkeitszeit der Vereinigten Staaten vergleichen, was fällt ihnen dabei auf?

Chomsky: Die Entwicklung in den USA war sehr schroff. Die Sieger damals waren im wesentlichen Terroristen, ein Aspekt der US-Geschichte, der gern unterdrückt wird. Ebenso wie etwa derjenige der Flüchtlinge. Der Anteil der Bevölkerung, der nach dem Unabhängigkeitskrieg aus den amerikanischen Kolonien flüchtete, war prozentual höher als der der Vietnam verließ. Sie flüchteten unter sehr harten Bedingungen. Und vor allem vor Leuten, die sie als Terroristen betrachteten.

Während des Krieges, 1779, sandte George Washington seine Armeen aus, um die entwickeltste Indianer-Kultur Nordamerikas, die der Irokesen, zu zerstören. Diese Kultur war in vielen Bereichen, ausgenommen dem militärischen, weiter entwickelt als die der Siedler. Sie basierte auf einer fortgeschrittenen Landwirtschaft, steinernen Gebäuden, usw. Es handelte sich um eine lebendige, blühende Zivilisation. Natürlich waren sie pro-britisch, so wie die einheimische Bevölkerung im großen und ganzen pro-britisch war. Sie wußten, was die Siedler mit ihnen vorhatten, und sie wußten, was Völkermord war. Und inmitten des revolutionären Krieges wurde diese Kultur vom Erdboden weggefegt. Wenn man das alles mit der Propaganda über die Behandlung der Miskito-Indios in Nikaragua vergleicht, dann kann man das nur als Witz auffassen.

Die Bevölkerung war während der amerikanischen Revolution gespalten. Wie bei den meisten revolutionären Kriegen handelte es sich auch bei diesem um einen Bürgerkrieg und die Bevölkerung teilte sich in zwei gleich große Lager. Die Hälfte waren Loyalisten, also pro-britisch, während die andere Hälfte auf Seiten der Rebellen stand, die die Unabhängigkeit forderten. Zudem war es ein internationaler Krieg. Er wurde im wesentlichen durch Spanien und Frankreich gewonnen. Heute würde man sagen: Frankreich besiegte England mit Unterstützung einiger terroristischer Rebellen-Einheiten. Bezeichnenderweise übergab der britische Befehlshaber nach der letzten entscheidenden Schlacht, der Schlacht von Yorktown, sein Schwert dem französischen Kommandanten und nicht den Truppen Washingtons.

Die Vereinigten Staaten durchliefen eine sehr wichtige Entwicklung gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Es gab einen Konflikt über die Frage, ob die USA eine Demokratie sein würden oder nicht und wenn ja, welche Art von Demokratie. Während und kurz nach der Revolution, in den achtziger Jahren, gab es eine Periode wirklicher, repräsentativer Demokratie, in der Handwerker, Arbeiter, Bauern das Repräsentationssystem ausmachten. Das änderte sich jedoch gegen Ende des Jahrhunderts, und die Regierung wurde zu einer Regierung der Besitzenden. John Jay, Erster Richter am US-Gerichtshof und Präsident des konstitutionellen Kongresses, brachte das auf eine kurze Formel. Er sagte, daß das Land von denen regiert werden solle, die es besitzen. Und genau das passierte - wortwörtlich.

Die Regierung bestand bald aus Leuten mit drei Charakteristika: sie hatten Besitz, waren weiß und waren Männer. Und zunehmend wurde sie dann zum Besitz der großen Investoren. Das hieß zunächst, große Landbesitzer, dann große Unternehmer. Zugleich wurde das Land immer expansionistischer. Die einheimische Bevölkerung wurde vertrieben oder ermordet, und all diese Tendenzen verschärften sich während des frühen 19. Jahrhunderts. Dies ist die wirkliche amerikanische Geschichte, nicht jene, die gelehrt wird.

KONKRET: Angesichts der historischen Tatsache, daß die USA ihre Unabhängigkeit nicht ohne Frankreich gewonnen hätten und daß Nikaraguas Politik bisher die Grenzen bürgerlicher Verfassungen und Demokratie nicht überschritten hat: wie ist es zu erklären, daß die USA so unnachgiebig darauf bestehen, die nikaraguanische Revolution zu zerstören?

Chomsky: Den USA ist es gleichgültig, ob ein Land eine formale Demokratie hat oder nicht. Was sie allein interessiert ist, ob es sich dem US-dominierten Weltsystem unterwirft. Im Grunde besteht das entscheidende Prinzip darin, ob ein Land bereit ist, sich ausplündern zu lassen oder nicht. Ob es bereit ist, ausländische Unternehmen uneingeschränkt investieren zu lassen. Wenn das erlaubt wird, dann kann es jedes politische System haben. Es kann faschistisch, demokratisch oder kommunistisch sein, das spielt keine Rolle, solange es das eine entscheidende Kriterium erfüllt. Aber wenn ein Land beginnt, seine Ressourcen für die eigene Bevölkerung zu verwenden, dann muß es zerstört werden.

KONKRET: Ist es für die USA vorteilhafter, Nikaragua zu zerstören oder, die Sandinistas zu zwingen, die revolutionäre Demokratie in eine revolutionäre Diktatur zu verwandeln, um so ein ständiges Propagandaobjekt - wie etwa Libyen - in Lateinamerika zu haben?

Chomsky. Die USA würden immer vorziehen, so etwas wie Honduras zu haben, ein Regime, das entfernt etwas mit formaler Demokratie zu tun hat. Aber »Demokratie« hat im Lexikon der politischen Sprache der USA eine sehr besondere Bedeutung. Im wesentlichen ist es das, was John Jay sagte. Demokratie bedeutet die Herrschaft ausgewählter Business-Gruppen, mit einer passiven, trägen, sich fügenden Bevölkerung, der ab und zu erlaubt wird, die Entscheidungen der Elite abzusegnen. Das ist Demokratie. Und jede Entwicklung in Richtung auf eine Beteiligung des Volkes an den Staatsgeschäften ist gefährlich. Sie wird nicht toleriert, weder in den Vereinigten Staaten noch außerhalb.

In der Dritten Welt ist die Form, sie nicht zu tolerieren, der Gebrauch der Todesschwadrone. »Zuhause« hat man kompliziertere Mittel, sie zu verhindern. Aber die Besorgnis über sie ist hier ebenso groß wie in der Dritten Welt.

Die Entwicklung jeglicher Form politischen Bewußtseins und politischer Beteiligung in den USA verursacht stets große Besorgnis in den liberalen Kreisen. Das beeindruckendste Dokument über dieses Phänomen ist ein Report der Trilateralen Kommission, die die liberalen Eliten Europas, der USA und Japans repräsentiert. Dieser 1975 veröffentlichte Report trägt den Titel: »Die Krise der Demokratie«. Dort wird beschrieben, daß sich in der industriellen Welt der 60er Jahre eine demokratische Entwicklung anbahnte. Das heißt, es existierte nicht nur die Menschenrechtsbewegung, sondern ebenso die Frauenbewegung, die Jugendbewegung, Entwicklungen unter den ethnischen Gruppen, usw. Mit anderen Worten: im allgemeinen passive Teile der Bevölkerung begannen, in das Funktionieren des System einzugreifen. Und das ist die »Krise der Demokratie«. Das mußte gestoppt werden. Die liberalen Eliten stimmten darin überein, daß dies gestoppt werden müsse, und sie beschrieben und diskutierten die Möglichkeit, die existierten, um die Bevölkerung in den Zustand der Apathie und Passivität zurückzuversetzen.

KONKRET: Im Zusammenhang mit der amerikanischen LibyenPolitik sagten Sie, die USA seien ein Gangster-Staat. Warum gebrauchen sie diesen Ausdruck?

Chomsky: Es handelt sich um einen der führenden terroristischen Staaten. Der amerikanische Luftangriff auf Libyen war einer der bedeutsamsten terroristischen Akte dieses Jahres. Mehr als hundert Leute wurden dabei getötet. Das sind etwa

fünfmal mehr Opfer, als alle Libyen zugeschriebenen Terroraktionen der letzten zehn Jahre gefordert haben. Und ich spreche nur von dieser einen US-Aktion.

Wenn man die Argumente gegen Libyen analysiert und die gleichen Argumente auf die USA anwendet, dann kommt man zu einigen überraschenden Schlußfolgerungen: Libyen wird beschuldigt, beispielsweise an Bombenattentaten gegen Flugzeuge beteiligt gewesen zu sein. Es wird eine »lose« Verbindung zwischen Libyen und diesen Attentaten hergestellt. Doch der größte Terrorakt (1985) im Mittleren Osten - in Hinsicht auf die Anzahl der Opfer - war eine Autobombe, die in Beirut 80 Menschen tötete. Dieses Attentat wurde von Leuten verübt, die mit dem CIA assoziiert sind. Der CIA sagt, er sei an dem Attentat nicht direkt beteiligt gewesen und daher nicht verantwortlich. Aber es gibt keinerlei Beweise dafür, daß Libyen stärker in derartige Angelegenheiten verwickelt war als in diesem Fall der CIA.

Der größte Terrorakt im Jahre 1985 war das Bombenattentat auf die Air India Maschine, in der rund 350 Leute ums Lieben kamen. Wahrscheinlich wurde er von Terroristen ausgeführt, die im Süden der USA ausgebildet worden waren. Bei Standards, die auf Libyen angewendet werden, müßten daher die USA entsprechend zur Verantwortung gezogen werden.

Zur gleichen Schlußfolgerung gelangte man, wenn man den wirklichen Terrorismus, nicht diesen Kleingruppenterrorismus, untersucht, beispielsweise den Staatsterrorismus in EI Salvador oder Guatemala.

In EI Salvador, dessen Streitkräfte Marionettenarmeen der USA sind, wird die Bevölkerung auf unglaubliche Weise massakriert und abgeschlachtet. In den letzen sechs Jahren gab es etwa 60.000 Opfer. Ähnlich ist die Politik der Terrorarmee Guatemalas, die immer die Unterstützung der Vereinigten Staaten hatte. Oder die »Contra«, die die prinzipielle, schlechthin terroristische Vereinigung der Gegenwart darstellt. Das gleiche Phänomen finden wir, wenn wir die terroristischen Aktivitäten der Vereinigten Staaten gegen Kuba betrachten. Seit der Regierung Kennedy ist Kuba das wesentliche Ziel des internationalen Terrorismus gewesen, mehr als alle anderen Staaten zusammen ausgenommen vielleicht Nikaragua.

Das, was ich bis jetzt erwähnt habe, sind nur einige Details. Die USA sind eine der größten Terrormächte überhaupt, und »Gangster-Staat« ist deshalb ein korrekter Begriff.

KONKRET: Seit dem Vietnamkrieg haben Sie ihren Kampf für die Unterdrückten und Armen nicht aufgegeben. Welches ist die Motivation hinter ihrem Engagement und welchen Preis zahlen Sie?

Chomsky: Ich würde den Preis, den ich zahle, nicht übertreiben. Es ist eine sehr wichtige, nicht zu unterschätzende Tatsache, daß wir weder Todesschwadrone, psychiatrische Gefangene noch die Folter haben. Das ist von nicht geringer Bedeutung, und man sollte es nicht vergessen. Der Preis ist also ein anderer. Er besteht in Marginalisierung, Verunglimpfung, gewissen Regierungsrepressionen, sehr viel Zeitverlust. Aber dies kann man nicht als wirkliche Kosten betrachten.

Meine Motivation? Ich lebe in dem größten Terroristenstaat, den es auf der Welt gibt. Wir unterdrücken, foltern, morden und Verursachen den Hungertod vieler Menschen. Wir machen horrende Dinge. Es ist nicht mehr als eine minimale moralische Verantwortlichkeit, wenn wir die Opfer vor der Gewalt unseres eigenen Staates zu schützen versuchen. Darauf läuft es im Grunde hinaus.

Konkret 08/86, S. 20

Jürgen Reents

Nun seifen sie uns wieder ein

Über den Friedensparteitag der SPD in Nürnberg in diesem August

»Wir wollen als demokratische Sozialisten, als Deutsche und als Europäer unseren Beitrag dazu leisten, daß Europa bis zur Jahrhundertwende zu einer Zone des Friedens wird, von der kein Krieg mehr ausgeht und in die kein Krieg hineingetragen werden kann.«

Leitantrag des SPD-Parteivorstands zur Friedens- und Sicherheitspolitik für den Nürnberger SPD-Parteitag im August 1986

»Vergessen wir nicht: Wir verlangen von den Soldaten, darunter von Hunderttausenden ganz jungen Menschen - auch wenn alle den Verteidigungsfall vermeiden wollen - Todes- und Tötungsbereitschaft in extremen Situationen.«

Peter Glotz, Vorwort zur Broschüre »30 Jahre Bundeswehr - Streitkräfte in der Demokratie«, hrsg. v. SPD-Parteivorstand, 1985

»Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.«

J.W. Goethe: »Faust«, Vorspiel auf dem Theater

Die SPD hat es schon immer verstanden, ein sehr breites Publikum anzusprechen. Sie bietet was für Kapital *und* Arbeit, Demonstrationsrecht *und* Polizeiknüppel, Atomenergie *und* Ausstieg aus derselben, Friedenspolitik *und* Tötungsbereitschaft, Treuebekenntnis zur NATO *und* Blocküberwindung. Gegensätze sind dazu da, daß man sie gut durchmischt. Und wenn sich »so unterschiedliche Sicherheitsdenker« wie Georg Leber und Oskar Lafontaine, Erhard Eppler und Hans Apel, Johannes Rau und Egon Bahr gemeinsam ans Mischpult stellen, dann kann laut »Vorwärts« ohnehin nur »eine gute Sache« rauskommen, und die Aufführung muß ein Erfolg werden. Vorhang auf für den Nürnberger Parteitag der SPD! Auf dem Spielplan steht das Stück: Wie die SPD nach dem Umweg über die Friedensbewegung den Rückweg in die Regierung sucht - Drama oder Schmonzette, die Regie hat natürlich Rollen für *alle* Bedürfnisse eingebaut.

Die Handlung ist schnell erzählt: es ist keine vorgesehen. Es geht nur um die Darreichung eines Dokuments. Das Stück, das gespielt wird, ist ein Stück Papier. Aber dafür wird die Art und Weise, *wie* mit diesem Stück Papier gespielt wird, umso virtuoser und die Garderobe, die dabei angelegt wird, umso farbenprächtiger sein. Und sollte trotz aller Vorkehrungen der Ruf nach Handlung aus dem Publikum kommen, und oberdrein die Möglichkeit für eine Handlung vom Publikum geschaffen werden, dann wird das Stück wieder vom Spielplan abgesetzt. Von einem Ensemble wie der SPD, das sich in der jetzigen Spielzeit (Opposition) nicht mehr erinnern kann, was es in der vorangegangenen Spielzeit (Regierung) aufgeführt hat, kann schließlich nicht verlangt werden, daß es in der nächsten Spielzeit noch die Texte der jetzigen Spielzeit aufzusagen weiß.

Somit bleibt es einer kleinen Schar von politischen Antiquarin überlassen, die aktuellen Texthefte schon jetzt vor dem Verstauben zu sichern, und Satzbau und Versmaß mit früheren Schriften und der nicht minder wichtigen Sekundärliteratur zu vergleichen. Wer sich das Nürnberger August-Theater ansehen will, muß allerdings gewarnt werden, daß er darauf achtet, sich wirklich das aktuell gültige Textheft zu besorgen. Einige Fassungen, die in der Probezeit in Umlauf waren, entsprechen nämlich nicht mehr den Regieanweisungen.

Dies trifft u.a. auf den sogenannten »Bülow-Führer« vom September 1985 zu, in dem von einer Verkürzung des Militärdienstes »in den 90er Jahren auf 7 bis 8 Monate« zu lesen, und in einigen mündlichen Überlieferungen auch von einer Verringerung der Truppenstärke auf 300.000 Soldaten zu hören war. Gültig ist das Textheft, in dem jetzt sehr entschieden einer Verlängerung des Militärdienstes der Kampf angesagt wird.

Auch das Heft, das nach den Essener SPD-Festspielen im Mai 1984 einige Verbreitung fand, ist zumindest insoweit nicht mehr aktuell, als dort von einem »Nein Zur Stationierung von Neutronenwaffen« die Rede war, wie auch von einer »Entfernung der Giftgasbestände in der Bundesrepublik«. Die erste Textstelle wird nicht weiter aufgeführt, weil sie bei einigen Gastspielen in Übersee nicht sehr viel Beifall gefunden hat, und die zweite Textstelle wurde von der Regie als etwas zu kleinkariert empfunden, und jetzt in eine Fassung mit europäischem Horizont umformuliert.

Für Nachwuchsbesucher sei hier noch einmal darauf verwiesen, daß die Vereinbarungen des SPD-Friedensintendanten Brandt mit dem seinerzeitigen amerikanischen Theaterdirektor Nixon Anfang der 70er Jahre, die Lagerung chemischer

Kampfstoffe der US-Streitkräfte in der Bundesrepublik geheim zu halten, zwar aktenkundig ist, Zwischenrufe solchen Inhalts in der jetzigen Spielzeit aber nicht gerne gehört werden. Ebenso verhält es sich mit Hinweisen darauf, daß der inzwischen an die Bertelsmann-Bühne abgewanderte Manfred Lahnstein, der 1981 die Rolle eines Kanzleramtschefs im Schmidt-Ensemble gespielt hat, damals eine Anfrage des rheinland-pfälzischen DGB-Vorsitzenden Julius Lehlbach so beantwortete: das Bemühen der (SPD)-Bundesregierung um ein weltweites C-Waffen-Verbot sei »in keiner Weise dadurch beeinträchtigt, daß eine beschränkte Menge von US-C-Kampfstoffen in Übereinstimmung mit dem NATO-Truppenstatut und dem Vertrag über den Aufenthalt ausländischer Streitkräfte in der Bundesrepublik Deutschland gelagert wird.« Bei der »beschränkten Menge« handelt es sich nach unterschiedlichen Informationen um 2.000 bis 4.000 Tonnen.

Und selbstverständlich ist auch das Notenheft der Gruppe »Tuten und Blasen« (z.T. auch als »Frankfurter Kreis« in der SPD bekannt) nicht Bestandteil der Spielunterlagen. Es wurde bei der Probeaufführung für die geladenen Gäste Rau und Glotz Mitte Februar 1986 in Oer-Erckenschwick wieder aus dem Verkehr gezogen - u.a. wegen der mißlungenen Passage, »im Deutschen Bundestag den Stationierungsbeschluß innerhalb der ersten sechs Monate nach Amtsantritt (einer SPD-geführten Regierung) aufzuheben und von den USA den sofortigen Stop und die Rücknahme der Stationierung von Pershing II und Cruise Missiles zu fordern«.

Um nicht weiter zu verwirren, sei ein simpler Tip gegeben: wer ein Programmheft hat, auf dem vorne auf dem Deckblatt »Leitantrag des SPD-Parteivorstandes« steht, befindet sich im richtigen Theater.

Das Programmheft alleine garantiert aber noch nicht, daß die Aufführung wirklich in ihrer ganzen Tiefe, Breite und Quere verstanden wird. Eine Textprobe mag dies belegen: »Der Anteil des Verteidigungshaushalts im Bundeshaushalt (NB: man beachte das sprachliche Rebellentum, hier Anteil 'im' Bundeshaushalt zu dichten, statt dem konservativen und eher hohlklingenden ‘Anteil hinterm Bundeshaushalt') - also: Der Anteil des Verteidigungshaushalts im Bundeshaushalt darf die vom Essener Parteitag gezogene Grenze in der nächsten Legislaturperiode keinesfalls überschreiten.« Leser und Zuhörer werden also zu aktiver Mitarbeit herausgefordert, den Inhalt an diesem Satz herauszufinden. Man geht an sein Bücherregal und greift dort den Band Parteitag Essen SPD, 1 Z-21. Mai 1984, Protokoll 3. Tag, Samstag 19. Mai 1984 heraus. Auf Seite 287 findet man des Rätsels Rätsel: »Als erster Schritt für die Begrenzung (der Rüstungsausgaben) werden die Sozialdemokraten den Anteil des Verteidigungshaushaltes am Gesamthaushalt nach dem Stand der Haushaltsvorlage der sozialdemokratisch geführten Bundesregierung für das Jahr 1983 nicht überschreiten.«

Diejenigen, die sich nicht mehr erinnern, wie die Zahlen in der letzten Haushaltsvorlage der Schmidt-Regierung ausgesehen haben, müssen nun freilich noch die kleine Mühe auf sich nehmen und in das Archiv des Bundestages gehen, um sich die entsprechenden Drucksachen herauszusuchen. Dann aber werden sie unter Zuhilfenahme eines Taschenrechners sehr schnell die Lösung finden: Für das Jahr 1983 hatte die Schmidt-Regierung Gesamtausgaben in Höhe von 250,5 Mrd. DM und Verteidigungsausgaben (natürlich nur den offiziellen Einzelplan 14 betreffend) in Höhe von 46,1 Mrd. DM vorgesehen - also 18,4% des Gesamthaushalts.

Besonders neugierige Zeitgenossen werden jetzt vielleicht noch wissen wollen, in welchem Verhältnis diese theatralische Schallgrenze sozialdemokratischer Rüstungsausgaben denn zum Ausgabengetöse der Kohl-Regierung steht. Nehmen wir das laufende Jahr 1986: für den jetzigen Bundeshaushalt sind Gesamtausgaben in Höhe von 264 Mrd. DM mit einem Verteidigungshaushalt (wiederum nur der offizielle Einzelplan 14) in Höhe von 49,9 Mrd. DM beschlossen worden - also ein Anteil von 18,9%.

Die sozialdemokratische Obergrenze hätte demnach bei ca. 48,5 Mrd. DM gelegen - etwas weniger als 1985 (49 Mrd. DM). Der SPD-Parteivorstand hat in seinem Leitantrag dafür die dröhnende Formulierung gewählt: »Die im Wettrüsten gebundenen politischen und materiellen Energien müssen umgewidmet werden,- dadurch würde die Völkergemeinschaft in die Lage versetzt, sich den eigentlichen Problemen der Menschheit zuzuwenden. « Wer es aber etwas weniger barock mag, könnte das nach dargestellter Schnitzeljagd auch so ausdrücken: Die SPD will die gleichen Rüstungsausgaben wie die CDU, nur ein Jahr später.

Wenn die geplante Aufführung zwar nicht der Kategorie Handlungsstück zugeordnet werden kann, so handelt es sich also dennoch um ein Arbeitsstück - oder besser: um ein Stück Arbeit - für das verehrte Publikum. Das betrifft nicht nur diese eine Szene, sondern ebenso die dramaturgische Wegverhandlung der Pershing-2-und-Cruise-Missile-Frage, die noch vor Jahren auf allen großen Bühnen der Renner war, inzwischen aber immer weniger Darsteller findet. Etliche Bühnen hatten sie in der Hochkonjunktur ohnehin nur wegen der großen Nachfrage eines (da)heimzahlenden Publikums in ihren Spielplan mit aufgenommen, ohne daß sie diese Rolle jemals für ihr Haus angemessen fanden.

Das einschlägige Theaterblatt »Vorwärts« berichtete am 3. Mai dieses Jahres denn auch von der Abschlußbesprechung im regieführenden Parteivorstand, daß es dort eine schwierige Debatte gegeben habe, »wie es eine sozialdemokratische Regierung anstellt, die inzwischen aufgestellten Raketen wieder außer Landes zu bekommen. Mehrheitlich war man der Auffassung, daß sich dieses Problem nicht in einem Parteitagsantrag beschreiben läßt.«

Das »Wie«, das man andernfalls ja auch als eine Art Handlungsankündigung in einem Stück hätte mißverstehen können, das dazu ausdrücklich nicht geschrieben wurde, wird also unterbleiben. Stattdessen läßt der Parteivorstand in seinem Textheft eine Art Hintergrundchor auftreten, der in verhaltenen Tönen, seine Köpfe nach zwei Himmelsrichtungen wiegend, zwei Forderungen vorträgt: er fordert -

»von den USA einen Aufstellungstop und die Rücknahme der Stationierung von Pershing II und Cruise Missiles -

von der UdSSR den unverzüglichen (diese Stelle soll etwas lauter vorgetragen werden) *Abbau der im Gegenzug in der DDR und der CSSR aufgestellten Raketen, sowie eine drastische Verminderung der SS 20 auf einen Stand von 1979.«*

Die letzte Strophe lautet dann, daß man »sich nicht einfach mit der Ergebnislosigkeit von Verhandlungen zwischen den Weltmächten abfinden wird«. Dieses »nicht einfach« ist eine nach Meinung vieler Fachleute sprachlich sehr gelungene Fortschreibung des »So nicht!«, das Brandt 1973 vor der UN-Vollversammlung der chilenischen Militärjunta ins Protokoll brummte.

Was sich hinter dieser so unscheinbaren Formulierung verbirgt, gab der »Vorwärts« nach der entscheidenden Beschlußfassung im Parteivorstand preis: Johannes Rau habe »bekräftigt, daß er als Bundeskanzler eine 'Ergebnislosigkeit' der Abrüstungsverhandlungen zwischen den Supermächten nicht hinnehmen werde. Dann werde er mit den Verantwortlichen in Ost und West in Verhandlungen eintreten.« Diese Fähigkeit zur unbegrenzten Situationskomik ist zweifellos eine der ältesten Überlieferungen des sozialdemokratischen Theaters: Wenn Verhandlungen nichts fruchten, dann wird eben verhandelt! Oberspielleiter Glotz hatte für die überwiegend lateinischsprachige Leserschaft der »taz« den Vorhang allerdings schon vor der Parteivorstandssitzung gelüftet: »Ich als Person hatte in der Tat eine Entscheidung, die darauf hinauslaufen würde, wir machen einen einseitigen Bundestagsbeschluß und fegen damit eine mehrseitige Vereinbarung in einem Bündnis weg, weder für mehrheitsfähig, noch würde ich ihn für vereinbar halten mit dem Grundsatz pacta sunt servanda.« Denn ohne Vertrag mit den USA, das weiß im Grunde ja auch jeder, könnte sich dieses Theater gar nicht über Wasser halten.

Die sozialdemokratische Bühne will, das macht dieses Stück nachhaltig klar, wieder an die Zeiten anknüpfen, in denen sie die (aus)führende Spielschar der großen Mäzene unserer Theaterwelt war. »Es ist das Gebot der Stunde«, heißt es sehr anspruchsvoll im Prolog ihres neuen Stückes, »in einer zweiten Phase der Entspannungspolitik eine Sicherheitspartnerschaft zu gestalten, die zu mehr Sicherheit durch Abrüstung führt, und Europa zu einer Zone des Friedens macht.« Die »zweite Phase der Entspannungspolitik«, die »zu mehr Abrüstung führt«, ist der Fortsetzungsroman der ersten Phase, die in den 13 Jahren sozialliberaler Koalition von 1969 bis 1982 den Rüstungshaushalt auf eine bloße Verdoppelung begrenzte - machen wir uns nichts vor: es ist tatsächlich nicht ausgeschlossen, daß eine CDU/CSU-Regierung den Rüstungshaushalt in dieser Zeit verdreifacht hätte.. (langanhaltender Beifall, nicht enden wollende Hochrufe). Und mit der Aufführung ihrer »Sicherheitspartnerschaft« greift die Sozialdemokratie zu einem uralten Theatertraum, eine Welt auf der Bühne abzubilden, die es so in der Wirklichkeit gar nicht gibt - die es nicht geben kann, wenn die Gesellschaft nicht nachhaltig umgestaltet wird. Die Militärblöcke als »Gefährdungsgemeinschaft« zu charakterisieren, aber sie gleichzeitig als Fundament einer »Sicherheitspartnerschaft« zu interpretieren, in der im übrigen auch nach SPD-Vorstellungen das NATO-Streben nach Vorherrschaft erhalten bleibt (Zitat Leitantrag: »Solange die Sowjetunion eine hochgerüstete Supermacht in Europa ist, bedürfen die Westeuropäer der Verbindung mit dem militärischen Gegengewicht der USA« - woraus nicht weniger folgt, als daß *zuerst* die Sowjetunion als Supermacht zu verschwinden hat), tastet die *Abschreckungslogik* nicht an, will »Sicherheit« weiterhin als Folge von *gegenseitiger Bedrohung* und *gegenseitiger Kriegsangst.*

Vorhang zu.

Ach nein: Da ist noch etwas, was nicht im Textheft steht, was die Spatzen aber schon von den Dächern pfeifen. Ein paar SPD-Linke wollen am Ende des Stückes an den Bühnenrand treten, und im Chor einen Vers aus Heines »Deutschland - Ein Wintermarchen« zitieren:

Ich habe mich mit dem Kaiser gezankt

Im Traum, im Traum versteht sich, -

Im wachenden Zustand sprechen wir nicht

Mit Fürsten so widersetzig.

Konkret 08/86, S. 24

Hilde Herzog

Kaputtgehen an der Pflege anderer

Die geltenden Gesetze sorgen dafür, daß es in der BRD an Pflegefällen nie fehlen wird: Pflegebedürftige sind auf die Hilfe ihrer Angehörigen angewiesen. Nicht selten werden diese, ob der großen Belastung, früher oder später selbst zu Pflegefällen. Die Grünen wollen das zusammen mit Hessen jetzt ändern.

Wer alt ist und sich nicht mehr auf den eigenen Beinen halten kann, ist arm dran. Vor allem finanziell. Wer krank ist, für den zahlt die Krankenkasse. Wer der Pflege bedarf, der steht erst einmal alleine da. Ab ins Heim heißt es dann meist. Zunehmend wird auf eine vermeintlich billige Notlösung gesetzt. Kinder pflegen ehrenamtlich, selbstverständlich unentgeltlich, ihre hilfebedürftigen Eltern. Die Kinder sind meist die Töchter. Die Folgen: Frauen steigen aus dem Beruf aus, weil sie die Doppelbelastung nicht ertragen können, Armut und Invalidität nehmen zu.

Elisabeth Maaren hat Sorgen. Nach einer Knochenmarksoperation wurde sie bettlägerig. Kein Fall fürs Krankenhaus, sondern ein »Pflegefall«, wie es in der Amtssprache heißt. Die 63jährige Witwe hat fürs erste ihre Tochter Ursel zu sich geholt. Die Lösung Altersheim wollen die beiden so lange wie möglich vermeiden. Eine private Pflegerin ist nicht zu bezahlen. Aber vielleicht kommt in einigen Wochen Hilfe von der Sozialstation, falls dort Kapazitäten frei werden... Eine Altenpflegerin für täglich ein bis zwei Stunden. Das wäre schon eine Entlastung, wenn auch keine billige: 20 Mark pro Stunde sind kein Pappenstil für die beiden.

Da die Tochter ihre Arbeitsstelle wegen der Pflegearbeit ganz aufgeben mußte, lebt sie nun auch von der Witwenrente der Mutter. »Wenn wir nicht einen Zuschuß vom Sozialamt hätten, wüßten wir nicht, wovon wir die Miete noch zahlen sollten,« sagt Elisabeth Maaren. »Daß ich im Alter zum Sozialfall werde, das hätte ich nicht gedacht! «

Wie sie warten hunderttausende alter pflegebedürftiger Menschen und ihre Angehörigen auf ein neues Pflegegesetz, das die Bundesregierung seit ein paar Jahren angekündigt hat.

Jetzt wurde erstmals ein bescheidener Schritt in Bonn getan. In einer Sitzung des Bundesrates kündigte die Bundesregierung »Gesetzgeberische Initiativen« an: Die Krankenversicherung soll künftig einen Teil der Pflegeleistungen bezahlen. Die Hilfe ist aber auf den Kreis der »kranken schwerstpflegebedürftigen« Personen begrenzt.

Ein solches Gesetzesvorhaben geht an der Situation von Elisabeth Maaren und ihrer Tochter vorbei. Es grenzt den Kreis der Hilfeempfänger auf ein Minimum ein, indem es die Schwerpunkte auf »Schwerstpflege« und »Krankheit« legt. Ohne ärztliches Attest geht also nichts!

Dabei ist die Pflege im Krankheitsfall ohnehin besser abgesichert als die altersbedingte Pflege. Würde der Arzt bei der bettlägerigen Mutter Behandlungsbedürftigkeit attestieren, so hätten Mutter und Tochter keine finanziellen Sorgen mehr. Denn die Krankenkasse zahlte in diesem Fall alles. Ebenso wie bei der ambulanten Pflege durch Sozialstationen. Die Tochter Ursel könnte in diesem Fall weiter arbeiten.

Wird die Pflege aus Altersgründen erforderlich, so müssen die Betroffenen, die »Pflegefälle» und ihre Angehörigen alles selber zahlen - soweit sie können: Für die ambulante Hilfe oder fürs Heim, für die Verpflegung dort und für die pflegerische Versorgung im Heim. Ohne die medizinische Begründung legt ihnen niemand einen Schein drauf.

Heimpflege kostet runde 3000 Mark im Monat und übersteigt die durchschnittlichen Einkommen in der Regel um ein vielfaches. Also wird der Sozialhilfeantrag für die meisten unumgänglich. Auch eine Minimalversorgung durch ambulante Dienste ist bei Kosten von rund 5000 Mark im Monat kaum ohne den städtischen Zuschuß zum Lebensunterhalt zu finanzieren.

Wie das Beispiel der Elisabeth Maaren zeigt, ist die Abgrenzung zwischen »Pflegefall« und »Behandlungsfall« in der Praxis äußerst problematisch und nicht selten von Zufälligkeiten oder gar Willkür bestimmt. Mit zunehmendem Alter treten außerdem oft mehrere Leiden gleichzeitig auf. Und diese müssen nicht immer in »altersbedingte Pflegebedürftigkeit« enden. Auch ein alter Mensch kann bei gezielter Behandlung seiner Krankheiten durchaus wieder auf die Beine kommen. Vorausgesetzt er bekommt diese Chance eingeräumt!

Doch stattdessen wird er nicht selten frühzeitig abgeschoben. Schon die Verlegung vom Krankenhaus ins Pflegeheim bewirkt genau das Gegenteil: Die Angst ein aussichtsloser Fall zu sein, hemmt den Genesungsprozeß. Kontakte gehen verloren, die Isolation nimmt zu.

Die Situation ist bedrückend: Von den 1,8 Millionen Pflege- und Hilfebedürftigen in der BRD leben rund 250.000 in Heimen. Die Qualität der Pflege läßt wegen des viel zu knapp bemessenen Personals oft zu wünschen übrig.

In mehr als 80 Prozent der Fälle findet die Pflege ausschließlich zu Hause statt. Durch die Töchter. Denn Pflegen ist Frauensache. Immer noch!

Die Belastung ist enorm: 365 Arbeitstage pro Jahr sind keine Seltenheit für die pflegenden Angehörigen. Durch die harte körperliche Arbeit rund um die Uhr werden die Helferinnen von heute früh zu den Hilfsbedürftigen von morgen. Das stellte das Sozialdata-Institut schon vor Jahren fest.

Elisabeth Maarens Tochter zahlt einen hohen Preis, um ihrer Mutter die Heimunterbringung zu ersparen. Wie viele Frauen aus der sogenannten Sandwich-Generation: Nachdem die Sorgen um die eigenen Kinder nachlassen, beginnt die Sorge um die Eltern. Diese Frauen, die zum Teil nur kurz eine Berufstätigkeit ausüben konnten, und wegen der Pflege von Angehörigen aus dem Berufsleben aussteigen müssen, haben in der Regel keinen oder nur einen sehr geringen eigenen Rentenanspruch erwerben können. Neben den Belastungen und den damit verbundenen gesundheitsschädlichen Folgen droht ihnen das gleiche Schicksal wie den Pflegebedürftigen, nämlich im Alter zum Sozialfall zu werden.

Auf Druck einzelner Bundesländer und der Grünen im Bundestag soll ein neues Gesetz - »Pflegehilfegesetz« - noch in diesem Jahr auf den Weg gebracht werden. Von ihm wird erwartet, daß es nicht nur die Lage der Hilfebedürftigen, sondern auch der Helfer und Helferinnen verbessert. Der Streit ist inzwischen um die Finanzierungsfrage entbrannt: Versicherungslösung oder Bundesleistung?

Nach dem Entwurf der Grünen soll ein Bundespflegegesetz aus Steuermitteln einkommensunabhängige Pflegegelder ermöglichen. Elisabeth Maaren könnte danach monatlich zwischen 340 und 1400 Mark beantragen. Wenn sie ihre Tochter entsprechend ihrer Leistungen und Bedürfnisse bezahlen will, muß sie den Höchstsatz fordern. Denn dann werden neben dem Lohn, Beitragszahlungen in die Rentenversicherung ebenso notwendig wie an die Krankenversicherung.

Zu den Vorstellungen der Grünen gehört außerdem und unverzichtbar der Ausbau der ambulanten Hilfen. Denn nur in dieser Kombination lassen sich die Grünen-Ziele, wie »Emanzipation« und »finanzielle Unabhängigkeit« für die Pflegebedürftigen und ihre Helfer verwirklichen. Das Ganze wird die Länder und den Bund 6,7 Milliarden Mark kosten. Als personalintensive Lösung - rund 200.000 Vollzeitarbeitsplätze sind mit den Vorstellungen verknüpft - wollen die Grünen die hohen Lohnsteueraufkommen in ihren Vorschlag mit eingerechnet haben. Denn ein großer Teil der Kosten fließt ja so in den Bundeshaushalt zurück.

Der Gesetzentwurf des Bundeslandes Hessen enthält Regelungen für die pflegenden Personen. Er sieht im Gegensatz zur steuerfinanzierten grünen Lösung eine Versicherungslösung vor. Sie bezieht einkommensunabhängig alle Bundesbürger mit ein. Wer pflegt, dem sollen Beiträge in die Rentenversicherung gezahlt werden. Diese Pflegeversicherung ist nach dem hessischen Vorschlag von Pflegekassen zu tragen, die der gesetzlichen Krankenversicherung angegliedert sind. Kosten: elf Milliarden Mark pro Jahr. Bei einein Beitragssatz von 0,8 Prozent der Einkünfte blieben vom Bund noch 30 Prozent Zuschuß zu fordern. Auch mit einer Pflegeversicherung nach dem hessischen Modell stünden sich Mutter und Tochter erheblich besser als jetzt.

Beim rheinland-pfälzischen Vorschlag gingen sie allerdings leer aus. Denn der sieht nur für die über 65jährigen Leistungen vor. Die von den beiden Ländern vorgeschlagenen Pflegegelder liegen zwischen 200 und 507 Mark in Rheinland Pfalz und 300 bis 800 Mark in Hessen.

Bayern plant den betroffenen Alten ganze 20 Mark zukommen zu lassen, jedoch nur Schwer- und Schwerstbehinderten über 65 Jahren. Diese Pflegehilfe soll über Beitragssatzerhöhungen in der Krankenversicherung getragen werden.

Angesichts der bescheidenen Ankündigung aus Bonn, die den Kreis der Hilfeempfänger noch weiter eingrenzt - auf kranke Schwerstpflegebedürftige - ist zu befürchten, daß die Verbesserungen am Großteil der Betroffenen vorbei laufen werden.

Außerdem bringen sowohl die Regierungspläne als auch der bayerische Sparentwurf zwangsläufig einen Beitragsschub bei den Krankenkassen mit sich, den Minister Blüm durch die Pflegesatzverordnungen für die Krankenhäuser und durch Preisvergleichlisten für Medikamente abfangen will.

Diskussionswürdig bleiben nur die Entwürfe Hessens und der Grünen. Denn nur sie können dazu beitragen, daß sich an der zermürbenden Situation in den pflegenden Familien entscheidend etwas ändert. Nicht zuletzt, weil es eine Gesellschaft teuer zu stehen kommt, ihre Sandwich-Generation als ehrenamtliche Schwerstarbeiter zu verheizen.

Konkret 08/86, S. 28

Detlef zum Winkel

Spurensuche in der Strahlenwolke

»Kaum Plutonium freigesetzt - keine Gefahr für die Bevölkerung«. Bei den Strahlenmeldungen noch dem Reaktorunglück von Tschernobyl gaben die zuständigen Institute hierzulande viel zu früh Entwarnung. Detlef zum Winkel hat die Zahlen und Meßwerte verschiedener europäischer Staaten verglichen. Ergebnis: die ausfallende Aktivitätsmenge war »überraschend hoch«

Volle drei Wochen dauerte es, und das aufgeregte Knattern der Geigerzähler hatte sich schon wieder beruhigt, als den Bundesbürgern Ende Mai der Schock einer Plutonium-Messung zugemutet wurde. Für die Zeitspanne vom 29.4. bis zum 2.5. hatte die Gesellschaft für Strahlen- und Umweltforschung (gsf) eine Aktivitätszufuhr von 40 Millibequerel pro Quadratmeter Boden in München festgestellt. Das kann man sich so vorstellen, daß auf jedem Quadratmeter Boden der bayerischen Landeshauptstadt durchschnittlich alle 25 Sekunden ein Atom Pu 239 zerfällt, wobei es ein Alpha-Teilchen ausstrahlt.

Einen Moment lang hielt die Medienöffentlichkeit die Luft an (Stern: »Sogar das gefährlichste aller radioaktiven Elemente wurde entdeckt«), um dann tief durchzuatmen (natur: »Glücklicherweise nur rund ein Zehntausendstel der Menge, die als Folge der Atomtests in der Atmosphäre in die Umwelt gelangte«). Die Münchener Messung blieb die einzige dieser Art mit überregionalem Nachrichtenwert. Offenbar hatte sie die richtige Dosis im psychischen Spannungsfeld zwischen Betroffenheits- und Entwarnungsbedürfnissen. Doch was besagt ein einziger Meßwert im wilden Auf und Ab der Bequerel und Millirems, die sich von einer Stunde auf die nächste vervielfachten, wieder verschwanden, um erneut Rekordmarken zu erklimmen - heute in Schwaben, gestern in Helsinki, morgen auf Kreta? Eigentlich kaum etwas. Das Informationsdefizit entschuldigend hieß es, der Plutonium-Nachweis sei nun einmal sehr schwer zu führen und in der ganzen Bundesrepublik hätten ganze zwei Institute die erforderliche Apparatur: Außer der gsf nur noch das Kernforschungszentrum Karlsruhe, wo aber nichts gefunden worden sei. Offenbar gibt es in einem Land, dessen Nuklearingenieure sich rühmen, in der Plutoniumverarbeitung international eine führende Rolle einzunehmen, in dieser Hinsicht erheblichen Nachrüstungsbedarf.

Die Hanauer Alkem freilich, unser Branchenspezialist, hatte sehr wohl einen eigenen Meßversuch unternommen: Entsprechend äußern sich die Karlsruher Spezialisten für nukleare Sicherheit: »Wir wissen, daß schwerflüchtige Spaltprodukte und auch Plutonium bei derartigen Kernschmelzen nur zu einem geringfügigen Prozentsatz freigesetzt werden, was dann tatsächlich auch beobachtet wurde.«

Ähnlich, wenngleich vorsichtiger, schätzt das Mainzer Institut für Kernchemie die Situation ein. Bei Messungen am 2./3.5. seien nur geringe Mengen schwerflüchtiger Isotope in der Luft und im Regenwasser beobachtet worden. »Daraus kann man schließen, daß die Temperatur des Reaktorkerns zu dem Zeitpunkt, als die Spaltprodukt-Wolke freigesetzt wurde, die später in Richtung Süddeutschland trieb, unter 2000 Grad Celsius lag.« Genau besehen heißt das: Zu einem anderen, früheren oder späteren Zeitpunkt kann die Zusammensetzung des Fallouts durchaus davon verschieden gewesen sein.

In Wirklichkeit gab es bereits in den ersten Tagen der Katastrophe - also lange bevor die Münchener Messung publiziert wurde - eine Reihe von Informationen, die geeignet sind, dieses Szenario mit einem dicken Fragezeichen zu versehen. Denn nicht alle Länder verfügen über so ausgefeilte Informationstechniken wie Bonn, wo sukzessive Caesium notiert wurde, als das Jod am abklingen war und Strontium erst, nachdem man sich, unwillig zwar, mit dem Caesium abgefunden hatte. In Schweden waren sofort 16 Radionuklide identifiziert worden, insbesondere Neptunium 239. Jenes aber ist in dem Kernprozeß, in welchem Plutonium aus Uran erbrütet wird, nur eine Übergangsstation mit etwa zweitägiger Halbwertzeit. Neptunium ist folglich ein doppelt zwingender Hinweiß auf das Vorhandensein von Plutonium. Erstens verwandelt sich der physikalische Gott des Meeres ebenso rasch wie unablässig in den Wächter des Hades. Was als Np gemessen wird, zerfällt binnen neun Tagen zu achtzig Prozent in Pu. Zweitens gilt: Wenn in Tschernobyl Neptunium in die Atmosphäre geriet, dann auch Plutonium. Dabei sollte der gleiche Anteil der jeweiligen Menge dieser beiden Stoffe, die bei Ausbruch des Unglücks im Reaktor konzentriert war, freigeworden sein.

Kaum Plutonium freigesetzt - keine Gefahr für die Bevölkerung. Aber in Kiew waren pausenlos Feuerwehrtrupps im Einsatz, um Straßen und Gebäude mehrmals täglich abzuspritzen - eine Maßnahme, mit der offensichtlich das Aufwirbeln von trockenem Staub bekämpft werden sollte. Warum sie das taten, verrieten die Sowjets nicht, und auch im Westen wurde nicht über die möglichen Gründe solchen Bemühens nachgedacht. Die Assoziation ist nicht einmal schwierig: Staub, Wüste, Nevada, A-Test. Schon nach den ersten amerikanischen Atombombenversuchen hatte sich herausgestellt, daß durch Einatmen winziger Staubteilchen in trockener Umgebung die gefährlichste Inkorporation von Plutonium erfolgt. Diese Erfahrung dürfte auch in der SU nichts Fremdes sein. War da doch mehr in der Luft?

Der Sache auf den Grund zu gehen, erforderte rücksichtslose Ignoranz der kommenden Fernmelderechnung. Kernforschungszentrum Karlsruhe und Alkem Hanau verweisen auf den Pu-Fallout der sechziger Jahre (»eine Sauerei ohnegleichen«), der heute als Altlast in den oberen Bodenschichten stecke. 3, 6, 8, sogar 10 Tonnen werden genannt, die infolge der überirdischen Atomtests auf die nördliche Hemisphäre niedergegangen sind. In keinem Fall seien solche Mengen von Tschernobyl zu befürchten. Allmählich wird einem das Verbrechen jedes einzelnen Atomtests richtig bewußt. Es ist nicht einfach ein Ablenkungsmanöver, wenn von Seiten der Sowjets immer wieder auf einem totalen Stop beharrt wird.

Und der Erkenntnisstand rotgrüner Umweltverwalter? Ein Mitarbeiter der hessischen Landesanstalt für Umwelt ist freundlich und gesprächswillig: Nur Zahlen und Meßwerte darf er nicht nennen. Möglicherweise ist ihm nicht gut bekommen, daß er in der »taz« zitiert wurde. Die Gesellschaft für Schwerionenforschung in Darmstadt spricht nur mit Journalisten, die dort bekannt sind - halt ein spionagegeschützter Betrieb.

Wirklich originell sind die überstaatlichen, weithin für unabhängig gehaltenen Institutionen. Plutonium-Messungen? Die internationale Atomenergiebehörde in Wien: »Klitzeklein«. Aber Zahlen hat man keine. Auch der Weltgesundheitsorganisation in Kopenhagen liegt nichts vor. »Wissen Sie, wir kriegen so viele Meßergebnisse, das meiste davon wandert in den Papierkorb.« Aber das gibt's doch nicht, eine Messung in München und sonst nirgendwo? Doch, da war noch was: im Radio habe man gehört, daß die Reifen eines LKW, der aus dem Osten kam, kontaminiert waren.

Am Ende des Geduldspiels ist die Nadel im Isotopenhaufen aber doch ein paar Mal gefunden worden. Münsteraner Kernphysiker ermittelten in der ersten Maiwoche 2,5 Millibequerel pro Quadratmeter, 1/ 16 des Münchener Bodenwerts. Für Pu in der Luft geben sie 90 Mikrobequerel pro Kubikmeter an (Milli = 1 Tausendstel; Mikro = 1 Millionstel). Das sei aber nicht ein Bruchteil des Atomwaffen-Fallouts, sondern immerhin das Fünfhundertfache eines 1964/65 gemessenen vergleichbaren Wertes (nach Informationen der Grünen im Bundestag).

Die schwedische Umweltbehörde weiß von zwei Messungen zu berichten, die Ende April südlich von Stockholm 110 bzw. 150 Mikrobequerel pro Kubikmeter Luft anzeigten. Die gleiche Instanz in Dänemark will nichts bemerkt haben und auch mit Schweden nicht in einen Topf geworfen werden. Das Forschungsinstitut in Risö räumt dagegen ein, Plutonium wegen des public interest analysiert zu haben; die levels seien um einen Faktor 10 kleiner als Schweden und insignificant (aber man wird das Gefühl nicht los, daß ein touristisches Interesse vielleicht significant ist).

Der Fairneßpokal staatlicher Auskunftsbereitschaft geht an das Wiener Bundesministerium für Gesundheit und Umweltschutz. Nicht ohne Stolz rasselt der Pressereferent seine Isotopentabelle vom 29.4. aus Niederösterreich herunter, »denn wir haben ja bei uns kein Atomkraftwerk«. Beim Plutonium kommt er aber doch ins Stocken und muß sich um eine Null nach unten korrigieren - das Reizwort übt seine beklemmende Wirkung aus. 18,5 Mikrobequerel im Kubikmeter Luft seien es gewesen, und über die ungarischen Nachbarn könne er selbstverständlich auch Auskunft erteilen, denn der Botschafter sei grad auf ein Tässchen Kaffee dagewesen. Es habe sich um die gleich Wolke gehandelt; Ungarn habe davon weniger abbekommen, weil es dort nicht regnete.

Schließlich ist in Westberlin (30.4.) und Offenbach (4.5.) Neptunium nachgewiesen worden. Wissenschaftler des Hahn-Meitner-Instituts, Schauplatz (oder soll man sagen: Tatort?) der ersten künstlich durchgeführten Uranspaltung und nach ihren Entdeckern benannt, errechneten daraus 24 Mikrobequerel für die Berliner Luft. Nach ihrer Abschätzung müßte man ein Jahr lang solche Luft einatmen, um den Grenzwert der Strahlenschutzverordnung zu erreichen. Etwas anderes jedoch versetzte das HMI in Aufregung. Ein Institutsangehöriger war von einem Polen-Ausflug zurückgekommen; Mensch, Kleider, Schuhe, Fahrzeug - alles strahlte. Vor allem alarmierte es die Physiker, daß sie an den Schuhen ihres Kollegen eine im Vergleich zu den anderen Spaltprodukten stark erhöhte Konzentration von Neptunium erkannten. In der Gegend von Danzig wäre demnach auf ein Bequerel Jod zwanzig mal mehr Np entfallen als in Westberlin. Da die Aktivität in Polen aber auch absolut zwanzig mal stärker als an der Spree gewesen sei, müsse man dort schlimmstenfalls mit vierhundertfachen Plutoniumwerten rechnen - eine Jahreshöchstdosis an nur einem Tag?

So ringen denn die HMI-Leute sichtlich um Fassung, wenn sie sich ausmalen, was passiert wäre, wenn der Wind Ende April nur um wenige Grad gedreht hätte (wie diese Stadt evakuieren?). Sie räumen ein, daß ihre Hochrechnung grob ist und Untersuchungen vor Ort nicht ersetzen kann. Doch selbst wenn sich die polnische Realität als nicht ganz so dramatisch herausstellen sollte, die Karlsruher Annahme einer geringfügigen und daher zu vernachlässigenden Freisetzung schwerflüchtiger Spaltprodukte beim Super-GAU gerät ins Wanken. Sollte sie jedoch wirklich falsch sein, so müßte es auch andere Isotopenverteilungen gegeben haben, deutlich verschieden von jenen aus Österreich, Karlsruhe, Mainz und München, auf die sich ihr Szenario stützen kann.

Eben darauf weist das Resultat aus Münster hin. Bemerkenswert daran ist nicht einmal so sehr die numerische Höhe, die schwedischen Verhältnissen nahekommt. Schließlich waren alle Messungen starken Schwankungen unterworfen. Überraschen muß vielmehr der beträchtliche Pu-Anteil in einer Region, die in der ersten Maiwoche nicht von besonders

hoher Strahlung heimgesucht worden war. Darum wird die Münsteraner Analyse von anderer Seite heftig angezweifelt. Dr. Haas vom HMI kann sich ein solches Ergebnis kaum vorstellen, meint sogar, es wäre erschreckend, wenn es zuträfe. Man müßte dann nämlich für andere Regionen mit wesentlich stärkerer Gesamtbelastung auf entsprechend mehr Plutonium schließen. Aber das sei nicht möglich, weil man dort beispielsweise auch das Neptunium merklich erhöht hätte finden müssen.

Vollkommen richtig. Und genau diese Vermutung bestätigt eine Untersuchung der Luftradioaktivität von Offenbach am 4.5., Quelle Wetteramt, publiziert in der »taz« vom 10.5., die damit freilich nichts anzufangen wußte. Diese Liste enthält anderthalb mal soviel Neptunium wie in Westberlin, aber viereinhalb Tage später, d.h. zu einem Zeitpunkt, wo zerfallsbedingt nur noch ein Viertel übrig sein sollte. Das in Schweden gemessene und in Westberlin geschätzte Verhältnis Np: Pu (beides stimmt ganz gut überein) auf Offenbach angewandt, erhält man unter Berücksichtigung des Np-Zerfalls Plutoniumwerte zwischen 150 und 190 Mikrobequerel pro Kubikmeter Luft bei einer summierten Aktivität von lediglich 3,9 bq. Bisher war nichts davon zu hören, daß Helmut Kohls neuer, verständnisvoller Umweltminister auch nur einen Anflug von Interesse für dieses Problemchen gezeigt hätte, welches die von ihm geführte Metropole natürlich ebenso getroffen hat. Ein Abgang aus Frankfurt und Einstand in Bonn, der seines Vorgängers würdig ist.

Die Offenbacher Isotopenverteilung kommt dem unwahrscheinlichen Befund des Prof. Santo aus Münster nahe. Aber es wäre meiner Meinung nach falsch, kurzentschlossen zu kombinieren: Am 1.5. herrschten im Rhein/Main-Gebiet Spitzenwerte von 166 bq (Darmstadt); multiplizieren wir also die für Offenbach geschätzten Werte mit einem Faktor 40 und schon haben wir fast den Fallout, wie ihn das HMI für Polen vermutet. Die These ist umgekehrt, daß das Plutonium relativ spät die Bundesrepublik erreichte und sich unter einer schon stark gefallenen, aber nur scheinbar harmlosen Aktivität verbarg.

Eine Erklärung der vordergründigen Widersprüche und Ungereimtheiten ist im Prinzip denkbar einfach. Die schnell flüchtigen Bestandteile des radioaktiven Reaktorinventars (Jod, Caesium, Tellur) haben die Kernschmelze zuerst verlassen oder dominierten die Zusammensetzung der Strahlenwolke anfangs besonders stark; die schwerer flüchtigen machten sich später bemerkbar. Dieser Ablauf setzt voraus, daß der Super-GAU verschiedene Stadien durchlief und entspricht ziemlich genau dem Bild, das man inzwischen hierzulande rekonstruiert hat. Demnach muß die Kernschmelze mit Temperaturen bis zu 2500 Grad in einem Teil des Reaktors bereits am 26.4. begonnen haben.

Eine gewaltige Wasserstoffexplosion zerstörte sämtliche Barrieren nach außen und schleuderte ca. 10 Prozent der freigesetzten Radioaktivität in Höhen von 1.000 bis 1.500 Meter. Dabei wurden auch schwerflüchtige Elemente wie Ruthenium, Cerium, Zirkonium, Niobiuni, Neptunium und Plutonium mitgerissen, vielfach in Form sogenannter »hot spots«. Die heißen Teilchen, in denen sich hohe Aktivitätsmengen zusammenballen, wurden gewissermaßen als winzige Trümmer der Detonation abgesprengt. Mit der ersten Strahlenwolke, deren (schon verdünnte) Ausläufer Österreich, Bayern und Berlin streiften, gelangte die Fracht über Polen nach Finnland und Schweden, wo die hot spots prompt registriert wurden, zwar keineswegs dominant, aber auch nicht »geringfügig wie erwartet« (Karlsruhe) sondern in »überraschend hohen« Proportionen, wie schwedische Wissenschaftler in der Londoner »Nature« (15.5.) berichteten.

In einer zweiten Phase des Unfalls breitete sich die Schmelze im Reaktorkern trotz aller Notkühl-Versuche unaufhaltsam aus, wobei der riesige Graphitblock, in dem die Brennelemente und Kühlkanäle lagern, auf immer höhere Temperaturen aufgeheizt wurde. In diesem Zeitraum könnte bereits ein großer Teil der gasförmigen und flüchtigen Spaltprodukte abgegeben worden sein. Für die nächste Phase der Katastrophe sprechen Fachleute von einem »Feuersturm«. Das jetzt weißglühende Graphit-Ungetüm bewirkt einen Kamin-Effekt: von der Seite und von unten wird Luft angesaugt, die wie in einem gigantischen Gebläse nach oben jagt.

Weder die Kraftwerksunion (KWU) noch die Karlsruher Sicherheitsexperten noch »Bild der Wissenschaft«, die diese Situation ausführlich beschreiben, weisen auf die Folgen hin, obwohl jene eigentlich auf der Hand liegen: Daß bei einem derart massiven Zerstörungsprozeß natürlich auch Plutonium und andere schwerflüchtige Bestandteile in die Atmosphäre gelangen. Die Wolke, die zu dieser Zeit von der Ukraine ausging, breitete sich nach Westen aus und erreichte weite Gebiete der Bundesrepublik. Das Schlimme daran ist nicht einmal das Münsteraner Plutonium oder das Offenbacher Neptunium. Das Schlimme ist, daß wir nicht wissen, was wir wirklich davon abbekommen haben.

In jedem Fall haben die zuständigen Institutionen viel zu früh Entwarnung signalisiert, ihre Untersuchungen abgebrochen oder aber spätere Ergebnisse nicht publiziert. In bemerkenswertem Gegensatz zu dieser Praxis ließ man sich in Schweden nicht dadurch beruhigen, daß der Strahlenpegel in der ersten Maiwoche auf ein Tausendstel der Vortage zurückfiel. Die Vorsicht war begründet: Am 8.5. stellten sich die anfänglichen Höchstwerte wieder ein.

Zur gleichen Zeit gab es in einheimischen Gefilden nur noch eine Tendenz: Das Verständnis für die Ängste der Bevölkerung stieg und stieg und stieg, während die Gefährdung natürlich fiel und fiel und fiel, obwohl sie nie bestanden hatte.

Ist nun alles noch katastrophaler, als man ohnehin schon vermuten mußte? Ich weiß es nicht, mag es nicht glauben und betrachte Katastrophenpolitik nicht als meinen Job. Sicher ist es unsinnig, die Plutoniumbelastung aus Tschernobyl hochzurechnen gegen die Gesamtmenge, die bisher weltweit der Umwelt aufgebürdet wurde (und in die natürlich nicht allein die Bomben, sondern auch eine Reihe anderer Faktoren eingehen: Unfälle in amerikanischen wie sowjetischen Anlagen, 200 kg auf dem Grund der Irischen See mit besten Grüßen aus Windscale, unbekannte Mengen von La Hague usw.). Die Parallele müßte zu den Folgen eines einzelnen überirdischen Atomtests gezogen werden; dann wird man vermutlich zu Größenordnungen kommen, die nicht allzu weit auseinanderliegen.

Sicher ist vor allem eines: Woher das Versteckspiel kommt, das beim atomstaatlichen Gewaltmonopol ganz oben anfängt und ganz unten keineswegs aufhört. Jedes Land, das den Einstieg in die Plutoniumwirtschaft betreibt, giert in Wahrheit nach der Bombe. Je lieblicher die Sirenen von den unerschöpflichen Energiereserven des Schnellen Brüters und der Wiederaufarbeitung klingen, desto mehr Mißtrauen ist angebracht.

Da die Bundesrepublik ihren Weg in den erlauchten Kreis der Atomwaffenstaaten seit drei Jahrzehnten zielstrebig aber zivil, zivil und nochmals zivil betreibt, ist es wichtig, daß über das bombige Gift nicht gesprochen wird, selbst wenn es um einen Reaktorunfall geht, an dem die bösen Russen schuld sind.

Ein Trost bleibt uns trotzdem. So oder so wird Strauß die Inbetriebnahme einer WAA aus biologischen Gründen nicht mehr erleben. Und selbst wenn er wider jede Wahrscheinlichkeit sein Lebenswerk mit einer bayerischen Atombombe krönen könnte: Wo sollte er sie testen? Doch nicht etwa in der Oberpfalz?

Konkret 08/86, S. 32

Otto Köhler

...und um anderen Morgen, siehe da, bist du verkohlt

Sie haben ihn in Nürnberg freigesprochen vom Vorwurf des Mordes. Karl Heinz Hoffmann, der Terroristenchef, hat von Nürnbergs Justiz nie etwas anderes erwartet. Nicht weil es da nichts gäbe, was ihn mit dem Mord an dem jüdischen Verleger Shlomo Lewin und seiner Lebensgefährtin Frida Poeschke in Verbindung bringt. Sondern, weil er gewiß sein kann, daß die Hand des Herrn schützend über ihm ruht.

Und so geschah's. All die vielen Indizien, die ihn aufs schwerste belasten, wurden von den kundigen Richtern der 3. Strafkammer des Landgerichts Nürnberg-Fürth solange hin und her gewendet, bis sie ihn nur noch entlasten konnten.

Jeder Verdacht, der im Verfahren aufkam, der ausgereicht hätte, einen Linksterroristen oder einen, den man dafür hält, dreimal lebenslänglich zu verurteilen, konnte bei Hoffmann, für den so viele sich eingesetzt haben in unserem Staat, nur beweisen, daß er in Wirklichkeit unschuldig ist.

Und nur, weil der vorsitzende Richter Rudolf Koob für die Folterungen von Hoffmanns eigenen Leuten im Libanon »bei allem Wohlwollen«, wie er betonte, »keine Gnade zur Strafmilderung finden« konnte, bekam Hoffmann 9 1/2 jahre, die er unter Anrechnung der Untersuchungshaft bei guter Führung in 2 1/2 Jahren absitzen kann.

Max Frisch hat schon 1984 in seinem Tagebuch in einem ersten Entwurf zu seinem Stück »Biedermann und die Brandstifter« alles, was zu dem Nürnberger Freispruch zu sagen ist gesagt:

Man hat in letzter Zeit gar viel von Brandstiftung gelesen.- aber du willst Ruhe, wie gesagt, und also bleibt dir nichts anderes übrig, als keinen Verdacht aufkommen zu lassen in deiner Brust

Nein, was Hoffmann zu belasten scheint, kann einen solchen Mann doch nur entlasten: Hätte er denn Uwe Behrendt, der allein der Mörder ist und darum tot sein muß oder der tot ist und darum allein der Mörder sein muß, bei sich auf Schloß Ermreuth aufgenommen, sagt Richter Rudolf Koob, wenn er selbst an der Tat beteiligt wäre?

Nach einer Woche, wie er noch immer in deinem Estrich wohnt, hast du vollends das Gefühl, jede Angst überwunden zu haben, und auch als er eines Tages einen Freund bringt, der ebenfalls in deinem Estrich schlafen möchte, kannst du zwar zögern, aber nicht widersprechen... Ihn allein hättest du nie in deinem Estrich schlafen lassen, das ist selbstverständlich

Daß der Schalldämpfer, der beim Mord benutzt wurde von der gleichen Bauart war, wie die von Hoffmann gebastelten - ausgerechnet das soll ihn belasten? Hoffmann hat den Bau von Schalldämpfern mit vielen Personen erörtert, er hat ihn, sagt Richter Rudolf Koob, nicht allzu heimlich betrieben. Seine Basteleien, sagt Hoffmann, habe er für eine Waffenfabrik gemacht, die er im Libanon errichten wollte - na also.

Allein die Tatsache, daß sie kleine Fäßlein auf deinen Estrich tragen, kann deinen Menschenglauben nicht erschüttern, zumal sie es in aller Offenheit machen und auf deine eher scherzhafte Frage, was sie denn mit diesen Fäßlein wollten, sagen sie ganz natürlich, sie hätten Durst. In der Tat es ist Sommer, und im Estrich, sagst du dir, muß es sehr heiß sein

Wer macht das schon, sagt Richter Rudolf Koob, wenn er vorhat, in allernächster Nähe - Erlangen ist von Ermreuth bequem mit dem Fahrrad zu erreichen - einen Doppelmord zu begehen.

Ob das Benzin sei, hast du ihn gefragt. Die beiden ohne ihre Arbeit einzustellen, leugneten es auch in keiner Weise, und auf deine eher scherzhafte Frage, ob sie Benzin trinken, antworteten sie mit einer so unglaublichen Geschichte, daß du, um nicht als Esel dazustehen, wirklich nur lachen konntest

Wer macht schon im eigenen Keller Schießversuche, fragt Richter Rudolf Koob und zweifelt, daß jemand, der sich mit Mordabsichten trägt, die Tatwaffe in einem von ihm oftmals benutzten Keller ausprobiert und dabei zu Nutz und Frommen der Kriminalpolizei die schönsten Spuren hinterläßt.

Ob er Holzwolle gefunden habe, fragst du, um dem Gespräch eine persönliche Note zu geben. Holzwolle? sagt er und schaut den Freund an, wie man einen Verräter anschaut. Dann, weiß Gott warum, mußt du selber lachen, und schließlich lachen sie auch, Holzwolle, nein, Holzwolle habe er nicht gefunden, aber etwas anderes, Putzfäden aus einer Garage

Deshalb, sagt Richter Rudolf Koob, habe Hoffmann verständlich gehandelt, als er dem ihm die Tat beichtenden Behrend bei der Beseitigung der blutbesudelten Kleidungsstücke half und ihm Geld zur Flucht gab. Und auch daß die Sonnenbrille von Hoffmanns Freundin am Tatort gefunden wurde, könne ihn doch nur entlasten. Denn einen solchen Schnitzer hätte sich Hoffmann doch nie erlaubt.

Die Tatsache, daß sie Benzin in deinen Estrich tragen, was heißt das schon? Der eine, der Freund, hat nur gelacht und gesagt, sie wollen die ganze Stadt anzünden. Das kann nur ein Scherz sein oder eine Aufschneiderei. Wenn sie es ernst meinten, würden sie es niemals sagen

Seitdem kein Geringerer als der Bundesanwalt ihn fälschlicherweise, sagt Richter Rudolf Koob, der Beteiligung am Oktoberfest-Attentat bezichtigt hatte, habe Hoffmann gewußt, daß nach jedem weiteren irgendwie vergleichbaren Verbrechen, der Verdacht früher oder später, wahrscheinlich früher auf ihn fallen werde.

Dann wünschen sie nur noch eins: Streichhölzer. Nichts wäre verfehlter, als wenn du jetzt wieder zusammenzucktest.- auf Verdacht ist keine Freundschaft aufzubauen. Wozu Streichhölzer. Es gelingt dir jedes beleidigende Zittern zu vermeiden und Zigaretten anzubieten, als ginge dir nichts durch den Kopf, und dann, das ist keinen schlechter Einfall, bietest du Feuer mit deinem eigenen Feuerzeug das du nachher wieder in die Tasche steckst

Hoffmann, der gerne über Terroranschläge geredet habe, habe vielleicht, sagt Richter Rudolf Koob, geheime Wünsche geäußert oder die Laune seiner Truppe aufrecht erhalten wollen, aber deswegen habe er doch noch lange nicht die Tat begangen.

Nur beim Abschied, als du gewisse Hoffnungen äußerst, daß die Menschen einander naher kommen und einander helfen, bitten sie dich nochmals um Streichhölzer. Ohne Zigaretten. Du sagst dir mit Recht, daß ein Brandstifter, ein wirklicher, besser ausgerüstet wäre, und gibst auch das, ein Heftlein mit gelben Streichhölzern, und am anderen Morgen, siehe da, bist du verkohlt und kannst dich nicht einmal über deine Geschichte verwundern

Bleibt nachzutragen: der Generalbundesanwalt ist auch fähig, einmal nicht zu irren. Und wenn er das Verfahren gegen Hoffmann einstellte, kann das auch einen ganz anderen Grund haben als Hoffmanns Unschuld. Das eherne Gesetz, auf dem unsere Republik besteht heißt, daß Mordtaten von rechts stets die Verbrechen von Einzeltätern sind, die nichts, aber auch gar nichts, mit unserer Gesellschaft und ihrem System zu tun haben.

Die bequeme Einzel-
täter-These galt erst,
als Franz Josef Strauß
entdecken mußte, daß
der Anschlag sich
nicht linken Terroristen
zuschieben ließ

Das galt schon für Hitler und die paar Nazis, die es da noch gegeben haben soll. Das galt für Gundolf Köhler, den die Bombe auf dem Oktoberfest zerrissen hat und der deshalb Alleintäter gewesen sein muß. Und das gilt für Uwe Behrendt, der - so wahr er tot ist - ganz allein Shlomo Lewin und Frida Poeschke ermordete.

Angemerkt sollte allerdings werden, daß die Bundesanwaltschaft auch wissen muß, wie leicht der Mord von Erlangen hätte verhindert werden können, hätte nicht die bequeme Einzeltäter-These - die übrigens erst galt, als Franz Josef Strauß entdecken mußte, daß der Anschlag sich beim besten Willen nicht linken Terroristen zuschieben ließ - alle weitergehenden Ermittlungen blockiert.

Nach dem Attentat von München fertigte eine zeichnerisch begabte Zeugin für die Polizei Skizzen von Verdächtigen an. Später, als die Ermittlungen eingestellt waren und man sich auf den Alleintäter Gundolf Köhler geeinigt hatte, legte der »Stern« der Zeugin ein Foto von Uwe Behrend vor. Sie erkannte in ihm einen der Skizzierten. Und dem Münchner Rechtsanwalt Werner Dietrich, der die - vom Staat völlig mißachteten - Interessen der Überlebenden und Hinterbliebenen vertritt, fiel beim Studium der Akten eine Ähnlichkeit zwischen einer der skizzierten Personen und der Hoffmann-Freundin Franziska Birkmann auf.

Genau zwölf Wochen nach dem Attentat von München, geschah der Mord in Erlangen. Hätte die Polizei - ausnahmsweise einmal so wie es bei Linksterroristen üblich ist - Fahndungsplakate mit den Skizzen der Verdächtigten angeschlagen - das jüdische Verlegerpaar könnte noch leben. Aber es gibt eben gewisse Dinge, die in Bayern unmöglich sind. Die »tageszeitung« berichtete noch vor dem Nürnberger Mord-Freispruch von der Aussage eines ehemaligen Hoffmann-Anhänger. Danach habe es in nächster Nähe des Polizeipräsidiums ein Treffen gegeben zwischen Hoffmann, einem hohen Polizeioffizier und einem »ehemaligen Mitglied der bayerischen Staatsregierung, das über gute Kontakte zu Rudolf Heß verfügt haben soll«. Thema der Verschwörerrunde: die Befreiung von Rudolf Heß. Die Gewerkschaftszeitung »Metall« befragte den Ex-Minister, auf den die Beschreibung trifft: Dr. Alfred Seidl, vor 1945 NSDAP, danach CSU, Verteidiger von Rudolf Heß beim Kriegsverbrecherprozeß in Nürnberg, bayerischer Innenminister bis 1978. Der heutige CSU-Landtagsabgeordnete, der öffentlich für eine Freilassung von Heß eintritt, erklärte »Metall« zu dem Bericht der »taz«: »Also die Sache ist von Anfang bis Ende, soweit es mich betrifft - sonst kann ich dazu nichts sagen - eine glatte Erfindung.

Ich habe in meinen Leben den Hoffmann noch nie gesehen, noch nie mit ihm ein Wort gewechselt, ich habe noch nie in Nürnberg an einer solchen Veranstaltung teilgenommen,«

Es sei ihm unverständlich, sagte Seidl zu »Metall«, wie so eine Behauptung zustandekomme. Darauf die Gewerkschaftszeitung: Immerhin gebe es aus seiner Tätigkeit als Innenminister Aussagen über Hoffmann, die von vielen als verharmlosend empfunden wurden. Darauf Seidl: »Ich habe noch nie eine Aussage über den Hoffmann gemacht. Ich habe mich bei keiner Gelegenheit jemals über den Hoffmann geäußert. Ich habe den Namen Hoffmann im Landtag - oder sonstwo - noch nie in den Mund genommen.«

Alfred Seidl hat als Innenminister zwischen 1977 und 1978 zumindest drei Anfragen von SPD-Abgeordneten über Karl Heinz Hoffmann und seine Wehrsportgruppe beantwortet. Kostprobe vom 25. August 1978: »Für besondere Maßnahmen zum Schutz Andersdenkender vor Übergriffen der Wehrsportgruppe Hoffmann sieht das Staatsministerium des Innern keinen Anlaß.«

Unterschrift:

Dr. Seidl, Staatsminister.

Konkret 08/86, S. 36

Magazin

SCHEISSMETHODE

Wie der »Durchblick« eine Westberliner Knast-Zeitschrift mitteilte, ist die Anstaltsleitung in der VA Tegel jetzt dazu übergegangen, »heimkehrende« Urlauber mit einem gerichtlichen Beschluß zu überraschen, in dem der »Eingriff«, die rektale Untersuchung angeordnet ist. In diesen Fällen führt der Weg des Urlaubers deshalb nicht - wie üblich - in die Zelle, sondern es geht per Grüner Minna oder Fahrbereitschaft ins Vollzugskrankenhaus Moabit, wo dann auch die rektale Schweinerei durchgeführt wird. »Natürlicher Stuhlgang, so der »Durchblick«, erspare den Eingriff per Hand.« Wie in Tegel üblich, genügt für eine derartige »Behandlung« der gewöhnliche anonyme Hinweis, um »konkrete« Tatbestände zu schaffen. Es ist deshalb zu befürchten, daß demnächst noch stärker zu dieser »Scheiß-Methode« gegriffen wird.

Gewaltige Steigerung

Die zentralamerikanischen Länder geben im Durchschnitt 25 Prozent ihres Budgets für Beschaffung und Unterhalt ihrer Bewaffnung und für die Kosten des Militärpersonals aus. Zu diesem Schluß kam das internationale Friedensforschungsinstitut SIPRI in Stockholm.

SIPRI publizierte folgende Angaben über die Länder Zentralamerikas: Costa Rica, das sich im Zentralamerika-Konflikt als neutral bezeichnet, gibt 22 Prozent seines Budgets für Militärkosten aus, wahrend in Ei Salvador etwa 50 Prozent der Militärkosten von den USA getragen werden. Die Studie von SIPRI zeigt weiter, daß die Militärausgaben in Zentralamerika in den letzen fünf Jahren um 300 Prozent gestiegen sind, die Ausgaben für paramilitärische Zwecke im gleichen Zeitraum um 800 Prozent.

SIPRI macht darauf aufmerksam, daß die Belieferung mit Kriegsmaterial der Drittweltländer durch die Industriestaaten ein alarmierendes Ausmaß angenommen hat. Einige Entwicklungsländer haben sich sogar in bedeutende Lieferanten für Kriegsgeräte gewandelt, dies auf Kosten ihrer inneren Entwicklung, des Gesundheitswesens, des Wohnungsbaus, der Nahrungsmittelerzeugung und der Bildung. Guatemala zum Beispiel setzt als einziges zentralamerikanisches Land Gewehre der Marke »Galil« zusammen und wird bald die israelische Lizenz für die komplette Produktion für diese Waffe erhalten.

Schwarze Frauen

Erste Schritte zur Neugründung der Südafrikanischen Frauenföderation (Fedsaw), die 1956 den historischen Marsch von 20.000 Frauen auf Pretoria organisiert hatte, sind unternommen worden: Die beiden größten Frauenvereinigungen in der westlichen Kapprovinz haben sich zum Vereinigten Frauenkongreß zusammengeschlossen. UWCO (United Women's Congress) wird sich der UDF anschließen. Eine der Sprecherinnen der Vereinigungskonferenz war Helen Joseph - eine der Führerinnen des Marsches von 1956. Ihre Äußerungen dürfen in Südafrika nicht publiziert werden.

ASYLANTEN ABSCHAFFEN

Otto Regensburger, Bundestagsabgeordneter der CSU, erhielt von Norbert Blüm das Verdienstkreuz 1. Klasse, weil er ein Sozialpolitiker »mit Herz und Augenmaß« sei. Beides bewies er gerade wieder in einer Presseerklärung: »Es genüge nicht, wenn innerhalb der EG die Ströme der Wirtschaftsasylanten auf andere Mitglieder der EG umgeleitet und auf andere Einfallstore hingelenkt werden. (...) Wirtschaftsasylanten haben hier nichts zu suchen, müssen ferngehalten und zur Beendigung ihres Aufenthalts gebracht werden.« Raustreten zum Erschießen.

FRAU & FREIWILLIG

Rund 300 Frauen werden freiwillig im Kommunikationswesen des nicaraguanischen Heeres Dienst leisten. Dies teilte Carlos Delgado, der Verantwortliche für die Reservisteneinheiten, mit.

Hunderte von Frauen in ganz Nicaragua meldeten sich freiwillig zum Heer und zur Reserve. Das Gesetz sieht die obligatorische Wehrdienstpflicht der Frauen nicht vor, bislang wurden auch Freiwillige nicht einzogen. Seit Erlaß des

Wehrdienstgesetzes vor zwei Jahren drangen Frauen über die nicaraguanische Frauenorganisation AMNLAE und über die JS-19 Jugendorganisation darauf, auch zur bewaffneten Verteidigung im Rahmen des EPS zugelassen zu werden.

Daß jetzt erstmals Frauen eingezogen werden, liegt nicht in einer Verschärfung des Krieges begründet, sondern in der Meinung, daß die Frauen sich dieses Recht mit dem bewaffneten Kampf gegen die Somoza-Diktatur erworben haben.

Schampain

Weil die US-Amerikaner, soweit sie die Kohle haben, ganz spitz sind auf das französische Kribbelwasser und weil die entsprechenden Fabriken in Frankreich gemerkt haben, daß sich in den USA mit mancher Flasche zu einem guten Preis - bis zu 50 Dollars die Bouteille - ein schweres Geschäft machen laßt und weil zudem einige der großen Kribbelwasserfabriken bald ihr 150jähriges Bestehen feiern, werfen sie jetzt alle neue Marken auf den US-amerikanischen Markt, auf dem sich bisher Moet und Roederer ziemlich ungehindert tummeln konnten. Selbst die Witwe Clicquot macht mobil. Moet & Chandon sind gar nicht so zufrieden.

EIN URTEIL

Der Volksverhetzung macht sich nicht schuldig, wer die ausländerfeindlichen Parolen »Türken raus« oder »Türkische Kameltreiber raus« an die Hauswände schmiert. Dies entschied das Landgericht Nürnberg/Fürth und sprach einen Angeklagten frei, der zuvor vom Amtsgericht Nürnberg wegen Volksverhetzung und Sachbeschädigung zu einer Freiheitsstrafe von sechs Monaten verurteilt worden war.

Volle US-Knäste

Die Zahl der Gefängnisinsassen in den USA hat im vergangenen Jahr Rekordhöhe erreicht. Wie das Amt für Justizstatistik in Washington mitteilte, saßen am 31. Dezember 503.601 Häftlinge hinter Gittern - weit mehr, als die offizielle Kapazität der Haftanstalten betrügt. 19 Staaten ließen nach diesen Angaben insgesamt 18.600 Straftäter vorzeitig frei, um der Überbelegung Herr zu werden.

FLÜCHTLINGE GESCHMUGGELT

Acht Mitglieder der christlichen Asylbewegung »Sanctuary« in den USA sind für schuldig befunden worden, unerlaubt Flüchtlinge ins Land geschmuggelt zu haben. Unter den Verurteilten befinden sich auch zwei katholische Priester und eine Ordensschwester. Die Bewegung hat es sich zum Ziel gesetzt, Menschen aus El Salvador, Guatemala und anderen Krisengebieten zur Flucht in die USA zu verhelfen. Dies ist nach US-amerikanischem Gesetz verboten.

Vier der Verurteilten sind des direkten Flüchtlingsschmuggel für schuldig befunden worden. Die anderen hätten »illegal Ausländer transportiert und ihnen Unterkunft gewahrt«, wie das Gericht erklärte.

Die Angeklagten müssen mit Gefängnisstrafen bis zu fünf Jahren rechnen. Die Beweise des Gerichts stützen sich fast ausschließlich auf die Aussagen eines Mexikaners, der sich gegen Bezahlung in die Asylbewegung hatte einschleusen lassen.

NEUES AUS DER DA DA ER!

Als sie über ihre Auftritte in der BRD und in der DDR sprechen, fällt ihnen zwar auf, daß hier die Hallen kleiner und die Besucher wenig sind, aber et was Übergreifendes gibt es schon. Das gesamt (groß) deutsche Lachen, das in Berliner Nahe preußisch ist. Hüben wie drüben.

Hans-Eckard Wenzel und Steffen Mensching, beides Lyriker, Schauspieler, Clowns, Musiker und beide aus Berlin, tourten zum zweiten Mal - vorher waren sie auf Einladung schon einmal in der hauseigenen Kneipe von Konstantin Wecker - durch die BRD. Sie, die »lyrischen neuen Wilden« spielten ein Programm mit satirischer Clownerie, eigenen Liedern, Texten und Scenen, das unter Kabarett einzustufen ist. Doch es ist eben e in Programm aus der Da Da eR, einem Staat, wo auch preußisch gelacht wird

und die Kulturzensoren nicht nur bierseidlernst sondern noch gefährlicher werden. Somit ist das Programm nicht aus dem einfachsten Strickmuster, ganz im Gegenteil? Eher entspricht es dem Motto: Die Hauptsache an einem Sieb, das sind die

Löcher.

Ihre Linie ist es, keine zu haben, alles anzureißen und durch Widersprüche der Realität etwas naher zu kommen. Rezensentmäßig gesprochen, betreiben sie die »Ästhetik der Brüche«. Ihr Programm ist ein bißchen Da Da, spannend, anders als herkömmliche Clowneske, satirische oder kabarettistische Vorstellungen. Es ist was Eigenes, nichts für feuilletonistisches Vergleichsgebrabbel ä la: Texte, die an Brecht erinnern..., nichts clowneskes und doch komisch. Ihr Auftritt ist etwas zum Anschauen. Wer das nicht, noch nicht konnte, kann aber ihre Bücher lesen, die vor einem Jahr im Mitteldeutschem Verlag (Halle/Leipzig) erschienen sind: Steffen Mensching »Erinnerungen an eine Milchglasscheibe« und Hans-Eckard Wenzel »Lieder vom wilden Mohn«.

Sie sind gut. Sie werden wiederkommen?!

KOLLWITZ-FILM

In den DEFA-Studios in Potsdam-Babelsberg haben die Dreharbeiten zu dem Spielfilm »Käthe Kollwitz« begonnen, an dem sich der WDR Ober die CSM-Film Zürich beteiligt. Autor und Regisseur ist Rolf Kirsten. Die Hauptrollen spielen Jutta Wachowiak als Käthe Kollwitz, Fred Düren als deren Mann und Carmen Maja Antoni als Haushälterin Lina. Gedreht wird in Berlin, Flandern und in Paris. Der Film versucht mit Hilfe in sich verschränkter zeitlicher Ebenen eine Annäherung an das Leben und Werk von Käthe Kollwitz. Er gibt nicht vor, ein naturalistisches Abbild dieser Künstlerin zu zeichnen, sondern ist auch die Geschichte der Schauspielerin Jutta Wachowiak und ihres Versuchs, Käthe Kollwitz zu interpretieren.

GREENE IN NIKARAGUA

Zu einer Materialsammlung für ein neues Buch reiste der britische Schriftsteller Graham Greene durch Nikaragua. In einem Interview für die französische Zeitung »La Matin« schilderte der 81 jährige Autor seine Eindrücke von den Angriffen konterrevolutionärer Söldner in Nikaragua. »Ich habe mit eigenen Augen gesehen, was die 'Contras', die von Washington bezahlten Söldner, in Nikaragua tun.« Der renommierte Schriftsteller bekundete seine Sympathien für das soziale System in diesem Land, das die Glaubensfreiheit und verschiedene politische Strömungen respektiere.

DURASIEN

Ein gewaltiges Gedrängel herrscht mittlerweile schon auf diesen imaginären, sich ständig verschiebenden Festlandrücken zwischen dem Indischen Ozean und dem Atlantik. Hier, in diesem Land ohne Grenzen, durchschnitten vom Mekong, dem Ganges und der Seine, leben die Figuren der Romane und Erzählungen der Marguerite Duras, die erst sehr krank, sehr alt werden mußte, um für ihre Bücher und Filme die Anerkennung zu ernten, die ihr die Kulturszene zuvor jahrzehntelang verweigert hatte. Nun aber ist das Gedrängel groß: Jeder Verlag will im Sog des Erfolg von »Der Liebhaber« seinen Schnitt machen. War es Anfang der Achtziger hauptsächlich ein so kleiner Verlag wie Stroemfeld /Roter Stern, der immer mal wieder einen der nicht so flott zu konsumierenden Prosastücke der Französin edierte, so krallen sich die Großen jetzt, was noch zu bekommen ist. Suhrkamp ist natürlich gut dabei, für den Herbst ist wieder einiges angekündigt, im Frühjahr legte man den frühen Roman »Die Pferdchen von Tarquinia« (st 1269, 196 Seiten, 10.-DM), auch eine Liebesgeschichte, neu auf. Gebunden gab es den Band schon einmal Anfang der Sechziger. Hier. In Frankreich erschien er 1953. Die Übersetzung strengt sich dauernd an, das Deutsch französischer als das Französische klingen zu lassen. Ein Beispiel nur: »Nein, sagte Lundi, der Mokadam hat ihn umgebracht, ich habe es dir schon gesagt. Der Baum ist abgestorben, als man die Straße makadamisierte.« Jede Wette: 99 von 100 wissen nicht was der oder das Makadam ist - der Duden laßt beides zu - wie eine makadamisierte Straße aussieht, warum sie Bäume sterben und Übersetzer verrückt spielen laßt. Makadam ist nichts anderes als Schotter, der, mit Sand gemischt, plattgewalzt wird und schon aus einem Weg eine befestigte Straße macht. Der Erfinder dieses Systems der Befestigung von Wegen zum Beginn des 19. Jahrhunderts war ein gewisser McAdam, dessen Name im Französischen herhalten mußte für das, was er erfunden hatte: Macadam. Nun spielte die kleine Geschichte der Duras aber in einem italienischen Ort. Die sprachlichen Verwicklungen werden größer und größer: Da pfeift nicht das Schwein, sondern wahrscheinlich klaxoniert es. Auch französisch. Abgeleitet von den Namen einer US-ame-ri-ka-ni-schen Firma, Klaxon, die sich zu Beginn diese Jahrhunderts auf die Herstellung von Hupen spezialisiert hatte. Für die Verwendung des daraus abgeleiteten Verbs hat »Lexis - Dictionaire de la langue francaise« von Larousse ein schönes und gerade besonders passendes Beispiel zur Hand: »Elles passaient à toute vitesse en klaxonnant sans ârret pour chasser les enfants de la piste.« Das stammt von der Duras. Jetzt gilt es: geduldig abzuwarten.

NOMA-PREIS an Antonio Jacinto

Der diesjährige Noma-Preistrager - der Noma-Preis gilt als bedeutendste Auszeichnung, die einem afrikanischen Literaten zuteil werden kann- ging an den Angolaner Antonio Jacinto für dessen Gedichtsammlung »Sobreviver ein Tararafal de Santiago« (Überleben in Tarrafal auf Santiago). Die Gedichte entstanden, nachdem Jacinto 1961 verhaftet und von den Portugiesen zu 14 Jahren KZ auf der Kapverden-Insel Santiago verurteilt worden war, wahrend dieser Haftzeit unter mörderischen Bedingungen. Sie beschreiben sowohl die Qual der Verschleppung wie auch die Gedanken an die Befreiung, nicht nur seiner selbst, sondern auch der gesamten afrikanischen Heimat.

1924 in Luanda geboren, studierte Jacinto in Lissabon, fand Kontakt zu den Aktivsten um Neto und wurde, obwohl ein Weißer, »einer der animierendsten und einflußreichsten« dieser Gruppe (Mario den Andrade). Die in Lissabon entwickelte Idee, literarische Talente in den Dienst des antikolonialen Kampfes zu stellen, als Dichter und Kampfer, bestimmte sein Werk. Im Jahr seiner Verhaftung erschien die erste Sammlung seiner Gedichte zur gleichen Zeit und im selben Verlag wie Netos erste und einzige Gedichtsammlung. Davor hatte er in Anthologien veröffentlicht.

Mit der Unabhängigkeit Angolas im November 1975, erhielt Jacinto das Ministeramt für Erziehung und Kultur. Als Lyriker verstummte er. Daß die Gedichte erst jetzt publiziert wurden, ist nach wie vor dem herrschenden Mangel an Geld und Papier zuzuschreiben. In ihrer Würdigung bezeichnete die Jury die Gedichte als »ein lyrisches Zeugnis vom Triumph des menschlichen Geistes über Tyrannei und Ungerechtigkeit, aber auch über die Monotonie und Gemeinheit der Einkerkerung«.

VICTOR-HUGO-BRIEFE

In Leningrad sind jetzt 37 bisher unbekannte Briefe von Viktor Hugo entdeckt worden. Sie waren in die erste zweibändige Pariser Ausgabe der »Legende der Jahrhunderte« eingeklebt. Es handelt sich um ein Geschenkexemplar mit der Widmung »Meinem Freund Noël Parfait. Victor Hugo. Hautville-Haus, September 1859«.

KOPRODUKTION

Senegal, Mauretanien, Benin, Frankreich, die EG und die BBC finanzieren ein Filmprojekt, das schon jetzt als bislang größtes des schwarzafrikanischen Films gilt. Der senegalesische Regisseur Ousmane Sembene (»Xala«, »Ceddo«) wird einen dreiteiligen, sechs Stunden dauernden Film über das Leben von Almany Samori Touré drehen, der im 19. Jahrhundert in Westafrika einer der bedeutendsten Kampfer gegen den Kolonialismus war und konsequenterweise 1898, im Alter von 68 Jahren, in einem französischen Gefängnis starb. Sembene, Schreiber und Filmemacher, ausgebildet an der Moskauer Filmhochschule, hat jahrelang an den Vorarbeiten für diesen Monumentalfilm gesessen. Der Beginn der Dreharbeiten ist für den Oktober '86 vorgesehen.

Na, wie finden wir denn das

Seubert übersetzte ihn an dieser Stelle um 1880 so:

»Von all dem Kauderwelsch das in der welschenden Welt gewelscht wird, mag immerhin das Kauderwelsch der Heuchelei das schlimmste sein - aber das der Kritik ist jedenfalls das unausstehlichste.«

Walter übersetzt ihn an dieser Stelle heute so:

»Von allen Fickfackereien, die in dieser fickfackenden Weit gefickfackt werden, ist doch, - mag auch der Fickfack der Scheinheiligen der übelste sein, - der Fickfack der Kritik der quälendste.«

Laurence Sterne. Tristam Shandy. Das zweite Beispiel ist aus der jetzt beim 3. Band angelangten Neuausgabe des Zürcher Haffmans-Verlages. Das ist - nur jenen zur Erinnerung, die ihm schon lange nicht mehr gelesen haben - jenes Buch, in denen die Nasengeschichte anhebt, der berühmte Slawkenbergius eingeschummelt wird, und in der sorgfältige Leser auch der Anmerkungen erschrocken sein werden,

wenn sie erkennen müssen, weich Schweinkram im Kindergarten bei dem fröhlichen Liedchen »Es geht ein Bi, Ba-, Butzelmann in unser'm Kreis herum« eigentlich gesungen wird.

REISER

Welch ein schlimmer Finger dieser Reiser, welch ein böser Strich, welche Häme, welche Zyne! Wunderbar! Gerade ist von ihm, der 1983 im Alter von 42 Jahren gestorben ist, ein neuer Band mit seinen Zeichnungen erschienen: »Ferien über alles« (Edition Olms, Zürich; 80 Seiten, 16,80 DM). Ein bißchen gekniffen hat man aber doch. Die Titelzeichnung ist nicht so ganz ohne. Sprechblasen. Auf Seite 45 gibt es die entsprechende Schwarz-Weiß-Zeichnung. Unter der Überschrift »Erpressung ist Mode in diesem Sommer« droht ein Typ, dessen Frau sich am Strand gerade den BH ausziehen will »Wenn du deine Titten zeigst, zeig ich meinen Sack«. Im Original sind es die»Eier«, aber ansonsten ist alles ganz nett. So wie die nachstehende Familienszene: (Seite 75)

[Comic »Bericht aus Vietnam«]

Das Erbe der Barracudas

Als sich die britische Band »Barracudas« im vergangenen Jahr auflöste, hatte sich deren Songschreiber Robin Wills bereits ein neues Betätigungsfeld ausgeguckt. Wills verwaltet das Barracuda-Erbe nun mit dem Trio »Fortunate Sons«, das seine erste LP »Rising« (Ausfahrt/Efa 0861114) in der BRD produziert hat. Wahrend die »Barracudas« vor dem Problem standen, daß zu Beginn dieses Jahrzehnts mit allzu offenkundig vom Geist der Sixties beeinflußter Musik kaum jemand hinter dem Ofen hervorzulocken war, finden sich die »Fortunate Sons« in einer Szene wieder, in der die sechziger Jahre eine der wesentlichen Inspirationsquellen sind. Die Sons sind daher wahrlich nicht die einzigen, die sich amerikanischer Westcoastmusik verschrieben haben, doch schließlich zahlen ja nicht Originalität um jeden Preis, sondern griffige Harmonien und gut gezimmerte, eingängige Songs. Und daran fehlt's den »Fortunate Sons« beileibe nicht.

THE LATE LATE SHOW

»25 Gesichter aus Hollywood«; »Beschreibungen, Analysen, Liebeserklärungen«. So lauten die Untertitel des großformatigen Filmbuches »The late late Show« (Hrsg. Frank Arnold und Ulrich von Berg, a-verbal-Verlag, Berlin 1985, 29,80 DM). Gesichter, nicht Geschichten. Gesichter von Kino- Darstellern, die es aus unterschiedlichsten Gründen nie geschafft haben, aufzusteigen in den Pantheon der annähernd 50 allgemein anerkannten star-personalities. Beinahe-Stars, Frühverstorbene, Nebendarsteller. Manche darunter haben einfach nicht das »richtige« Aussehen gehabt, um »die Guten«, um Hauptrollen spielen zu dürfen. Und für »die Bösen«, die Opfer, die Unbequemen, die häßlichen Neurotiker gab es im Hollywood der 40er und 50er Jahre - um diesen Zeitraum geht es hier vor allem - meist nur Nebenrollen. Nebendarsteller tragen die Filme nicht, wie die Stars das tun, sind aber deswegen nicht weniger wichtig, nicht weniger brillant. »Sie setzen faszinierende Akzente, in dem sie aus ein paar kleinen Gesten und ein paar kleinen Worten ein großes Abenteuer machen.« 25 Gesichter, vier Beispiele: Dorothy Malone ist die Buchhändlerin mit der schwarzen Brille in »The Big Sleep«, Telma Ritter ist die altere sarkastische Pflegerin in Hitchcocks »Rear Window«, Von Heflin der stämmige Vater aus »Shane« und Robert Ryan der Verfolger in Sam Peckinpahs »Wild Bunch«. 15 Autoren schreiben hier über Darsteller, die ihnen persönlich am Herzen liegen. Geschrieben wird über das, was auf der Leinwand zu sehen ist. Über die Präsenz von Körpern und Gesichtern, über den gestischen Charakter von Dialogen. Hier schreiben weder akribische Historiker noch alternde Groß-Feuilletonisten, hier schreiben Kenner und Liebhaber über das, was sie gerne sehen, und sie geben sich Mühe bei der Arbeit.

Konkret 08/86, S. 46

Matthias Altenburg

BÜCHER

Seit einem Monat geht es wieder rund in den Feuilletonredaktionen. Besonders die Ventilatoren. Seit einem Monat gibt es die Herbstkataloge der Buchverlage. Besonders der großen. Seitdem wird um Druckzeilen gefeilscht, werden Sendeminuten verschachert. Und schon jetzt steht fest, wieviel Aufmerksamkeit die Bücher erhalten werden, die in ein, zwei Monaten erscheinen. Ganz groß Peter Handke, ganz groß auch Thomas Bernhard - wetten, daß! Solange, immerhin, bleibt noch Zeit, sich der Titel anzunehmen, die sonst gleich gar nicht zur Kenntnis genommen würden.

Da ist zum Beispiel der schmale Roman **Bübü vom Montparnasse (Cotta, DM 19,80)** des Franzosen **Charles-Louis Philippe**, der früh gestorben ist und trotzdem kein Genie war. Aber er war ein kleiner Beamter bei der Pariser Stadtverwaltung und hat schöne Geschichten geschrieben. Diese hier handelt von Berthe, die auf den Strich geht, weil sie Hunger hat. Und von Maurice, der davon auch noch satt wird. Und von Pierre, der zu Berthe geht, um von der Liebe zu träumen. Aber Liebe und Ehre und Scham sind zu teuer für die Armen im Paris der Jahrhundertwende: »Zunächst muß man leben, dann kann man Gefühle haben.« Und: »Das Mitleid ist nichts für den täglichen Gebrauch.« Wer Tucholskys »Schloß Gripsholm«, Brechts »Unwürdige Greisin« und Hesses »Camenzino« mag, dem wird »Bübü« gefallen. Auch wenns ein bissel melancholisch ist: Grad richtig für Strand oder Schwimmbad.

Mit gespitztem Bleistift und am Schreibtisch sollte man hingegen **Ernst Fischers Ursprung und Wesen der Romantik (Sendler, DM 34,-)** lesen. Zwanzig Jahre lang geisterte dieses Buch als Gerücht durch die Presse. Jetzt endlich, vierzehn Jahre nach Fischers Tod, hat der kleine Frankfurter Sendler-Verlag die Arbeit als dritten Band der Werkausgabe ediert. Bloß Pech, daß Marxismus gerade nicht gefragt ist. Wer trotzdem noch denken mag, der kann sich bei Fischer eine Grundlage holen. Der Marxist, der auch nach seinem Rausschmiß aus Österreichs KP kein Renegat geworden ist, stellt auf die Füße, was bislang als sozialistische Romantikrezeption galt. Denn ausgehend von Goethes Verdikt, daß die Klassik das Gesunde, die Romantik hingegen das Kranke sei, haben fast alle linken Theoretiker von Mehring bis Lukács, sich als Stellvertreter Goethes auf Erden geriert und an dessen Anspruch angeknüpft. Fischer macht Schluß mit dieser unseligen Tradition und fragt nach den Entstehungs- und Wirkungsbedingungen des Phänomens Romantik. Er entdeckt »den Überschuß an Idealen in einer verkümmerten Wirklichkeit« und zeigt, wie wenigstens in der Kunst die Potentiale ausphantasiert werden. Und daß dadurch eine Sehnsucht transportiert wird, die nicht immer folgenlos bleiben muß. Die literarische Praxis jedenfalls hat nie auf romantische Elemente verzichten können. Gorki hat sich ihrer ebenso unbefangen bedient wie Anna Seghers und Christa Wolf. Wers jetzt, nachdem wir auch ein wissenschaftliches Plazet haben, immer noch nicht glaubt daß die Romantik mehr mit Rebellion als mit Candlelight und Dekadence zu tun hat, dem ist weiß Gott nicht zu helfen. Schließlich war es Friedrich Schlegel, dem Robespierre noch als »Gipfel der französischen Revolution« galt, als sich große Teile des deutschen Bildungsbürgertums - so auch die Klassiker - bereits schaudernd von der »Schreckensherrschaft« abgewandt hatten. Freilich, auch der spätere »Salto mortale in den Abgrund der göttlich Barmherzigkeit« war typisch.

So lange Fischer über seinem Romantik-Manuskript gebrütet hat, so rasch ist manchmal eine Anthologie zusammengestellt. Und da ein Schnellschuß nicht immer ein Volltreffer sein Muß, das stand schon in der taz. **Per Katman**, Jahrgang 59, Kriegsdienstverweigerer, Ex-DDR-Bürger, lebt in Westberlin und hat ein Vorwort erfaßt. Es leitet einen Band **(Geh doch rüber! - Begegnungen von Menschen aus Ost und West, Luchterhand, DM 12,80)** mit überwiegend schlecht geschriebenen Texten ein. Zu Wort kommen »Bundis«, die die DDR als billiges Reiseland entdeckt haben, »Zonis«, die jetzt im Westen leben und Deutsche, deren Freundschaft keine Grenzen kennt. Das Thema lädt zum plaudern ein: Der Osten! / der Westen, mein schönstes Erlebnis. Daß die Texte der Bundesbürger nicht bloß die schlechtere Schulbildung verraten, zeigt uns einer, der sich Emil Nichtsnutz nennt, Mitarbeiter des »Pflasterstrand« und Chefredakteur der Zeitschrift »Joseph« ist. Er war in Gera und hat dort Frauen kennengelernt. »Sie kann ganz entzückend die Augenaufschlagen-so etwas begegnet mir zu Hause im Bockenheimer Weinkontor höchstens einmal im Jahr. (...) Obwohl es ihr an weiblicher Grazie nicht mangelt, greift sie meine westliche Schwärmerei für das andere Geschlecht in der DDR hart an.« Schwanz ab, sag ich! Aber auch durch die gelegentlich neumodisch aufgeputzte Syntax anderer Autoren grinst das alte, das ganz, ganz alte Klischee. Wohin die Westler auch fahren, sie wollen immer bloß zu sich selber kommen. Schon besser die Texte der (Ex-)Zonis. Nicht immer interessant. Aber wenigstens solide. Jetzt weiß ich immerhin, daß es Unterschiede gibt zwischen hüben und drüben, aber auch Gemeinsamkeiten, daß manches so ähnlich, anderes wieder ganz anders ist. Da staun ich aber.

Von Musikkritiken verlange ich, daß sie mir Kriterien ins Ohr schreiben, daß sie mir verstehen helfen, daß ich durch sie besser hören lerne. Stattdessen werde ich meist mit Adjektiven abgespeist: »Starker Sound ... geiles Gitarrensolo ... spritzige Basseinlage« oder bestenfalls »virtuoser Einsatz vielfältiger Stilmittel ... gelungene Verbindung von Kirchenlied und Post-Punk.«Und bin so taub als wie zuvor. Wenn mir aber jemand sagt, in Beethovens Fünfter klopfe der Tod an die Tür, dann weiß ich zwar, daß es so einfach nicht ist, aber ich kann mir wenigstens was drunter vorstellen. Der in Italien lebende Komponist **Hans Werner Henze**, der dieser Tage sechzig Jahre alt geworden ist, gibt bei **Fischer** die Jahrbuch-Reihe **Neue Aspekte der musikalischen Ästhetik heraus, deren dritter Band (Lehrgänge - Erziehung in Musik, DM 29,80)** mir gerade Freude macht. Henzes Anspruch, die Musikwissenschaft »auf die Straße« zu schicken, könnte den Pädagogen Beine machen und damit die Schüler widerstandsfähiger gegen die lautstarken Zumutungen der Unterhaltungsindustrie und ihrer Außenstellen in den Medien. Henze wehrt sich gleichermaßen gegen die Verniedlichung des Rastafarianismus zur Reggae-Musik wie gegen die Begrenzung der sogenannten E-Musik auf Klassik und Romantik. Das Buch jedenfalls hat mir mehr Mut gemacht, mir mal wieder eine von Henzes Kompositionen anzuhören, als alle Kritiken, die ich über sie

gelesen habe.

Konkret 08/86, S. 50

Wolfgang Pohrt

Gewalt + Politik

Alle Gewaltlosigkeit geht vom Volke aus. Aber wer bringt sie ihm bei? Der Innenminister? Die Grünen? Beide. Deren neue Friedfertigkeitspartnerschaft sorgt dafür, daß die wirklichen Gewaltverhältnisse nicht zur Sprache kommen. Wolfgang Pohrt über die Unmöglichkeit gewaltloser Politik

Über das Verhältnis der Grünen zur Gewalt heißt es im Bundesprogramm der Partei: *»Unsere Politik wird von langfristigen Zukunftsaspekten geleitet und orientiert sich an vier Grundsätzen: sie ist ökologisch, sozial, basisdemokratisch und gewaltfrei. (..) Gewaltfreiheit gilt uneingeschränkt und ohne Ausnahme zwischen allen Menschen, also ebenso innerhalb sozialer Gruppen und der Gesellschaft als Ganzem als auch zwischen Volksgruppen und Völkern. (..) Unser oberster Grundsatz lautet: Humane Ziele können nicht mit inhumanen Mitteln erreicht werden. «*

Im Gegensatz dazu schrieb Maurice Merleau-Ponty in seinein 1947 erschienenen Buch »Humanismus und Terror«: *»Sich den Gewalttätigen gegenüber der Gewalt enthalten, heißt, sich zu ihrem Komplizen zu machen. Wir haben nicht die Wahl zwischen Unschuld und Gewalt, sondern nur zwischen verschiedenen Formen von Gewalt. (..) Die Gewalt ist die allen Regimen gemeinsame Ausgangssituation. Leben, Diskussionen und politische Entscheidungen vollziehen sich vor diesem Hintergrund. Was zählt, und worüber man diskutieren muß, ist nicht die Gewalt, sondern ihr Sinn oder ihre Zukunft. «*

Ähnlich wie Merleau-Ponty argumentiert rund 20 Jahre später Herbert Marcuse in seiner »Kritik der repressiven Toleranz«: *»Gesetz und Ordnung sind überall und immer Gesetz und Ordnung derjenigen, welche die etablierte Hierarchie schützen; es ist unsinnig, an die absolute Autorität dieses Gesetzes und dieser Ordnung denen gegenüber zu appellieren, die unter ihr leiden und gegen sie kämpfen - nicht für persönlichen Vorteil und aus persönlicher Rache, sondern weil sie Menschen sein wollen. (..) Wenn sie Gewalt anwenden, beginnen sie keine neue Kette von Gewalttaten, sondern zerbrechen die etablierte. «*

In der Nacht zum 15. April 1986 griffen amerikanische Flugzeuge Ziele in Tripolis und Benghasi an. Mit Hinblick auf diese Aktion erklärte der FDP-Generalsekretär Helmut Haussmann in einem »Spiegel«Gespräch - »Bangemann hat mit großer Unterstützung der gesamten FDP erklärt, daß Gewalt nur Gegengewalt hervorruft.« Zur Erinnerung: Als Ex-FDP-Chef Genscher noch Innenminister der sozialliberalen Koalition war, wurden von der Polizei unter anderem Petra Schelm und Georg von Rauch erschossen.

Mit Hinblick auf dieselbe Aktion amerikanischer Streitkräfte meinte die SPD in einer ganzseitigen Zeitungsanzeige: »Die Erfahrung der vergangenen Jahrzehnte lehrt uns Europäer: Kriegerische Operationen dienen nicht dem Ziel einer Ächtung und Überwindung des internationalen Terrorismus.(...) Auch die Absicht, Unschuldige zu retten, erlaubt es nicht, Unschuldige zu töten.« Zur Erinnerung: 1972 starben im Kugelhagel bundesdeutscher Polizei sämtliche Mitglieder des gekidnapten israelischen Olympia-Teams, zusammen mit den Mitgliedern des Palästinenser-Kommandos. 1977 wird in Mogadischu eine gekaperte Lufthansa-Boeing von der paramilitärischen GSG 9 gestürmt. Vor die Wahl gestellt, den Forderungen der Entführer nachzugeben oder das Leben der Passagiere aufs Spiel zu setzen, entschließt die Bundesregierung sich zu letzterem, denn, so Schmidt: der Staat muß Flagge zeigen.

Während nach Auffassung bundesdeutscher Politiker ausnahmslos aller Parteien die Gewalt ein untaugliches und deshalb zu ächtendes Mittel der Politik ist, begreift Hannah Arendt in Anlehnung an Hobbes die Gewalt als konstitutives Element dir bürgerlichen Gesellschaft. *»Der Grund des Staates ist das Sicherheitsbedürfnis des Individuums, das sich in einer Gesellschaft potentieller Mörder befindet. Der Staat entsteht durch Delegation von Macht und nicht von Rechten. Dadurch erwirbt er das Monopol des Tötenkönnens und gewährt als Entgelt eine bedingte Garantie gegen das Totgeschlagen werden. «*

Wenn die RAF neuerdings keinen Wert mehr darauf legt, ihre Anschläge auch nur halbwegs plausibel zu begründen; wenn die RAF nun tatsächlich blind zuschlägt und damit bedenklich dem Bild zu ähneln beginnt, welches von der Öffentlichkeit stets auf sie projiziert wurde, so ist dieser Verfall auch ein Reflex auf die Bewußtseinsverfassung einer Gesellschaft, in welcher jeglicher Begriff von Politik eliminiert wurde, weil die Ächtung der Gewalt besser als ihre offene Verteidigung zu einem gewalttätigen System paßt, welches in steigendem Maße auf der Verleugnung seines Charakters beruht. Schon vor zehn Jahren wurden Anschläge der RAF von Politikern zum Vorwand genommen, sich selbst generell von jeder Gewalt zu distanzieren, obgleich deren Anwendung und Ausübung ihr eigener Beruf ist. Die demagogische Heuchelei, eine Konfrontation zwischen bewaffneten Gegnern als Kampf zwischen Gewaltlosigkeit und Gewalttätigkeit zu deklarieren, wurde seither von den Grünen perfektioniert und dann als Grundsatz ins Parteiprogramm übernommen. Nach Marx bilden die liberalen Mystifikationen der bürgerlichen Gesellschaft - Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, Menschenrechte - mit den Gewalttaten dieser bürgerlichen Gesellschaft ein Ganzes, sie sind ihr »spiritualistischer Point-d'honneur«, ihre »feierliche Ergänzung, ihr allgemeiner Trost- und Rechtfertigungsgrund.« In dieser Tradition stehend, und in der bigotten Tradition frömmelnder Pfaffen, bei welchen das Lippenbekenntnis zum barmherzigen Gott im Himmel stets den

Rechtfertigungsgrund für bestialische weltliche Grausamkeit gebildet hat, berufen sich die Grünen noch immer auf Gewaltfreiheit, obgleich sie längst zu den Schaltstellen der Macht vorgedrungen sind. Wie alle gemäßigten und manierlichen Rebellen von heute sind die Grünen potentiell die unmanierlichen und unmäßigen Machthaber von morgen. Der von ihnen geforderte Gewaltverzicht bedeutet nichts anderes als ein Arrangement mit den herrschenden, überaus gewalttätigen Machtverhältnissen, und wenn die etablierten Institutionen von den sanften Rebellen schonend behandelt werden, dann deshalb, weil man bei Bedarf auf sie zurückgreifen wird. Nicht weil die Grünen als sensible Pazifisten zu keiner Gewalttat fähig wären und deshalb die Gewalt abgeschafft sehen möchten, sondern weil sie sich als Juniorpartner oder Nachlaßverwalter, als künftigen Erben der Staatsgewalt begreifen, propagieren die Grünen den Gewaltverzicht. Wenn sie Gewalt als Mittel der Politik tabuieren, so meinen sie nie die Staatsgewalt, sondern stets jene Gewalt, welche sich der Staatsgewalt entgegenstellt.

Das Wort 'gewaltfrei', welches anders als sein Äquivalent 'gewaltlos' eigentümlich an 'keimfrei' oder 'naturrein' erinnert und vielleicht auch deshalb von den Grünen zum Markenzeichen erkoren wurde, ist ein Ausdruck der völkischen Regression des bürgerlichen Denkens in Deutschland. Ähnlich anderen Harmonieparolen wie 'Volk' oder 'Gemeinschaft', welche die wirklichen Interessenkonflikte und Klassenantagonismen unbenannt lassen wollen zum Zwecke von deren Verewigung, soll das Schlagwort von der 'Gewaltenfreiheit' verhindern, daß das wirkliche Gewaltverhältnis zur Sprache kommt. Der Begriff unterstellt, man habe als politische Gruppe die Wahl zwischen Anwendung von Gewalt und Verzicht auf dieselbe, währen die bürgerliche Gesellschaft in Wahrheit nur verschiedene Formen von Gewalt kennt. Der Gewaltverzicht der Bürger, und mehr noch der des Proletariats, entstammt nicht dem friedfertigen Charakter einsichtiger Subjekte, sondern er entstammt dem Erstarren vor dem Schrecken, welchen eine terroristische Staatsgewalt einflößt. Die Gewalt ist in der bürgerlichen Gesellschaft weder abgeschafft noch reduziert, sondern sie ist monopolisiert und potenziert durch den Souverän. Sie wirkt im Normalfall als regelhafter Zwang, den Justiz und Polizei ausüben. Sie verläßt den Zustand der Latenz im Falle von Aufständen oder Rebellionen, und sie entlädt sich mit gebündelter Wucht im Kriegsfall.

Die Unterstellung, es gäbe die Möglichkeit gewaltloser Politik, obgleich jede Politik eines Verwaltungsapparates bedarf, der die Zwangsmittel besitzt, um den getroffenen Entscheidungen Geltung zu verschaffen; der Versuch also, den repressiven Charakter jeglicher Politik unter bürgerlichen Verhältnissen zu leugnen, paßt ins Land der Sozialpartnerschaft, der Friedenspflicht, der konzertierten Aktion und der Gewerkschaftkonzerne, die sämtlich als Derivate der Volksgemeinschaft zu begreifen sind. Während mit dem traditionellen Begriff der bürgerlichen Gesellschaft die Vorstellung von Interessengegensätzen verbunden ist, und mit dieser Vorstellung die Anerkennung der Möglichkeit bewaffneter Rebellion aus begreiflichen Gründen, versteht sich die Volksgemeinschaft als Organismus, in welchem das harmonische Zusammenspiel der Glieder nicht erzwungen werden muß, weil es von Natur gegeben ist und nur durch Krankheit und Schädlinge gestört werden kann. Während eine Politik, die sich zu ihrem repressiven Charakter bekennt, den abweichenden anderen Willen zumindest insofern akzeptiert, als sie mit ihm rechnet, setzt eine Politik, die sich als gewaltlos bezeichnet, die freiwillige Selbstgleichschaltung oder den instinktiv antizipierenden Gehorsam der Subjekte voraus, und jeder Widerstand, der diesen Namen verdient, erscheint ihr als Verstoß gegen die natürliche Ordnung. Die logische Basis vermeintlich gewaltfreier Politik ist die fiktive Einheit von Volk und Führer in der völkischen Gemeinschaft.

Diese Fiktion trägt auf vielfache Weise dazu bei, daß Gruppen entstehen, die dem Wunschbild ähneln, welches die Gemeinschaft von ihren Feinden entworfen hat. Kaum zufällig sind wichtige Mitglieder der RAF wie Ulrike Meinhof und Gudrun Ensslin aus einer Bewegung hervorgegangen, die verblüffende Ähnlichkeiten aufweist mit den Grünen und mit der Friedensbewegung. Diese Ähnlichkeiten werden deutlich aus einem Flugblatt, welches 1967 verteilt wurde, und welches selbstkritisch und angeekelt die Scheinheiligkeit der Ostermarschierer glossiert: *»Der Ostermarsch lebt! Ihr seit übern Berg und wieder in der Talsohle. Es begann mit Sternprozessionen und Klampfenklang. Wir waren die Pazifisten des kalten Krieges. Die antifaschistischen Medizinmänner bannten die Bombe und tollkühne Pastoren beteten sie weg - bis Ostern 1967. Dann pfiff plötzlich ein anderer Wind. Der jahrzehntelange, heldenhafte Befreiungskampf des vietnamesischen Volkes entzündete in der Studentenschaft eine Bewegung, die der versülzten und verschlackten Wohlstandsgesellschaft vors Eisbein trat. Die lammfromme Schafsmoral war wie weggeschoren.«* Der bewaffnete Kampf der RAF war nicht hauptsächlich, aber auch ein Akt der Befreiung und Selbstbefreiung vom drückenden, quälenden, stickigen Klima, von jener Beklemmung, wie sie der politisch engagierte Protestantismus mit seiner unerträglich aufdringlich geheuchelten Gutartigkeit stets verbreitet.

Die politische Begriffslosigkeit in der BRD, die von den Grünen zum Programm erklärt wurde (»Nicht links, nicht rechts, sondern vorn«), schlägt sich nieder in Verhältnissen, unter denen es objektiv unmöglich ist, zwischen bloßem Vandalismus, blinder Gewalt, bewußtlosem Protest, beabsichtigter, gerechtfertigter Militanz und gewaltlosen Aktionen zu unterscheiden. Die Probleme des Innenministers, der bereits eine Sitzblockade als Manifestation von Gewalt eingestuft sehen möchte, zeigen sich deshalb spiegelverkehrt bei seinen politischen Gegnern, die ihrerseits bereits einen frivolen Blick gern als 'Gewalt gegen Frauen' und das Rauchen als vorsätzliche Körperverletzung verurteilen. Weil die unausgesetzte Verleugnung wirklicher Gewalt jeden Begriff von ihr auflöst, ist das Wort am Ende ein Etikett, mit welchem mißliebige Lebensäußerungen jedweder Art stigmatisiert werden. Unter Verhältnissen aber, in welchen das Gewaltverdikt jede

Lebensäußerung gängelt und reglementiert muß die Gewalt selber zum Faszinosum werden, der Konflikt mit Gesetz und Polizei wird zur Definition dessen, was man noch als Leben, als Abenteuer bezeichnet, und es wird ein Zustand denkbar, in welchem Freiheit und Glück ohne Gewalt nicht mehr möglich sind.

Der öffentlichen Ächtung von Gewalt korrespondiert daher eine geheime Begeisterung für sie, und diese Ambivalenz manifestiert sich beispielsweise im Ausruf des Jubels bei der einen Partei und im gleichzeitigen Aufschrei des Entsetzens bei der anderen Partei, wenn nur ein Schaufensterscheibe eingeworfen wurde. Glorifizierung und Dämonisierung der Gewalt beruhen auf der gleichen Faszination durch sie. Es existiert hier eine begriffslose Gewaltfixierung, die teils gleichzeitig, teils zeitlich versetzt und in wechselnder Folge grenzenlose Begeisterung für Gewalttätigkeit (»Sieg im Volkskrieg!«) oder für Gewaltlosigkeit (»Frieden Schaffen ohne Waffen!«) hervorbringt.

Auch die RAF wurde am Ende zum Produkt von Verhältnissen, in welchen unentwegt die verpönte Gewalt herbeigeredet wird, von der die zur Friedfertigkeit Verdammten träumen, weshalb hier jemand meint, daß er für den Frieden 'kämpft' wenn er nur seine Mitmenschen mit einem scheußlichen Lied quält, weshalb hier jemand ein Opfer des 'Psychoterrors' wird, wenn man ihn schief ansieht, weshalb Strauß Buh-Rufe als 'verbalen Terror' und Lambsdorff kritische Berichterstattung als 'Hinrichtungsjournalismus' empfindet. Längst war die RAF schon zum alten Konzept von der 'Propaganda der Tat' übergegangen, als sie gerade anfing zu glauben, einen bewaffneten Kampf gegen die NATO zu führen. Längst ist es unsinnig geworden, im Zusammenhang mit den Aktionen der RAF die sich von selbst beantwortende Frage zu diskutieren, ob im revolutionären Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung auch Gewalt angewendet werden dürfe gegen den Staat, der das Ausbeutungsverhältnis schützt. Längst stellt sich im Zusammenhang mit den Aktionen der RAF eine andere und sich ebenfalls selbst beantwortende Frage, nämlich die, ob ein paar Schlagzeilen es wert sind, das Leben anderer Menschen und das eigene zu gefährden.

Wenngleich die RAF im Laufe der Zeit sich in die Rolle eines Sensationslieferanten hat drängen lassen, so steht doch am Beginn dieser Entwicklung eine Gruppe, die mit großer logischer Konsequenz und politischer Klarheit die Schwierigkeiten artikuliert, in welche die Protestbewegung sich durch ihre revolutionären Lippenbekenntnisse gebracht hatte. *»Wer mit uns übereinstimmt«,* heißt es in der Schrift »Über den bewaffneten Kampf in Westeuropa«, *»daß die Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaft nur möglich ist, wenn die Macht des Kapitals gebrochen wird, kann nicht mehr der Frage ausweichen, wie diese Macht konkret zerstört werden kann. Das ist die entscheidende Frage. Bleibt sie ohne Antwort, sind alle Anstrengungen vergeblich und eigentlich nur Betriebsamkeit zur Beruhigung des eigenen Gewissens.«* Was die Entscheidung für den bewaffneten Kampf damals zusätzlich plausibel machte, war der Umstand, daß der besondere Kampf in einem Land als Teil des weltweiten Kampfes gegen den Imperialismus begriffen wurde. Ihrem Selbstverständnis zur Folge war die RAF eine revolutionäre Gruppe, die ohne konkrete Aussicht auf Erfolg im eigenen Land den bewaffneten Kampf aufzunehmen berechtigt und verpflichtet ist, weil ihre als Entlastungsangriffe zu verstehenden Attacken gegnerische Kräfte binden, und weil sie nicht unmittelbar selber siegen muß, um den Sieg der Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt über den Imperialismus zu unterstützen. Trotz - oder wegen - dieser zwingenden Begründung für den Versuch, den bewaffneten Kampf gegen den Imperialismus auch in der BRD aufzunehmen, war die RAF damals weit entfernt von den späteren Durchhalteparolen. Sie erklärte, ebenfalls im »Konzept Stadtguerilla«: *»Die Rote Armee Fraktion redet vom Primat der Praxis. Ob es richtig ist, den bewaffneten Kampf jetzt zu organisieren, hängt davon ab, ob es möglich ist; ob es möglich ist, ist nur praktisch zu ermitteln.«*

Dieser Gedanke der RAF, verweist auf ein unaufhebbares Dilemma, in welches jeder gerät, der durch außergewöhnliche Umstände gezwungen wird, politische Entscheidungen im emphatischen Sinn zu treffen. Merleau-Ponty verdeutlicht dies an folgendem Beispiel aus der Okkupationszeit in Frankreich: *»Auch wir haben einen jener Momente erlebt, wo der Schwebezustand der Geschichte, die von der Auslöschung bedrohten Institutionen grundlegende Entscheidungen vom Menschen verlangen, und wo das Risiko vollkommen ist, weil die Endbedeutung der getroffenen Entscheidungen von Umständen abhängt, die nicht völlig erkennbar sind. Wenn der Kollaborateur von 1940 seine Entscheidung nach dem traf, was er für die unausweichliche Zukunft hielt (wir setzten seine Uneigennützigkeit voraus), belangte er die, die an diese Zukunft nicht glaubten oder sie verschmähten, und fortan stand zwischen ihnen und ihm die Gewalt.«* Weil es keine übermenschliche Wissenschaft von der Zukunft gibt, welche die einzige Rechtfertigung für die Staatsgewalt wäre, schlußfolgert Merleau-Ponty: *»Die Kontingenz der Zukunft, die die Gewalttaten der Macht erklärt, nimmt ihnen gleichzeitig jegliche Legitimität, oder legitimiert ebenso die Gewalt der Opposition. Das Recht der Opposition ist dem der Macht vollkommen gleich.«* Weil einerseits in der Politik gilt, daß man kein Recht hat, sich zu irren; weil hier jede Niederlage ein Fehler ist; weil allein der Erfolg vernünftig macht, was zunächst Glaube und Kühnheit war; und weil andererseits gerade in der Politik folgenreiche Irrtümer fast unvermeidlich sind, schreibt Merleau-Ponty: *»Die politische Aktion ist unrein, weil sie die Aktion des Einen über den anderen, und weil sie die Aktion zu mehreren ist. (..) Kein Politiker kann sich schmeicheln, unschuldig zu sein. Regieren heißt, wie man sagt, voraussehen, und der Politiker kann sich nicht mit dem Unvorhergesehenen entschuldigen. Es gibt aber Unvorhersehbares. Das ist die Tragödie.«*

Wenn inzwischen die Unmöglichkeit und damit Unrichtigkeit des bewaffneten Kampfes in Westeuropa praktisch ermittelt und zweifelsfrei erwiesen wurde, so haben zum Triumph darüber und zu besserwisserischen, gönnerhaften Belehrungen

diejenigen am wenigsten Grund, die ihrerseits vielfach gescheitert sind, nur jedesmal auf viel kläglichere Weise. Der Fehler der RAF war weder die Anwendung von Gewalt noch waren es Kriminaldelikte, sondern ihr Fehler war die Niederlage im antiimperialistischen Kampf. Der RAF diesen Fehler zu verzeihen und die Mitglieder dieser Gruppe zu amnestieren, haben die Grünen, die Friedensbewegten, der akademische Mittelstand, die Pfaffen, die Linken und der Rest allen Grund, in Erwartung des Strafgerichts nämlich, welches ihnen vorwerfen könnte, weder Atomkraftwerke noch Nachrüstung verhindert zu haben.

Konkret 08/86, S. 54

Michael Schilling

Strauß und Goethe

Ein Geißel-Drama um »unser Ansehen im Ausland«

In einem »Grundsatzreferat anläßlich der Regionalbeauftragtenkonferenz des Goethe-Instituts« sagte der CSU-Vorsitzende und bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß - »Der Vortrag macht des Redners Glück« (unbekannter Dichter) - unter anderem folgendes:

Die auswärtige Kulturpolitik des Bundes hat ihre staatliche Schaltzentrale im Auswärtigen Amt. Das ist so seit 1920, als die »Abteilung für Deutschtum im Ausland und kulturelle Angelegenheiten« im Auswärtigen Amt gegründet und selbstverständlich den Leitlinien der Außen- und Außenwirtschaftspolitik untergeordnet wurde. (Es ist) nicht ganz überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die auswärtige Kulturpolitik Deutschlands eine Folge des Machtverlusts am Ende des Ersten Weltkrieges war. Die durch die Gewalt der Waffen verlorene Weltmachtstellung sollte durch die Macht der deutschen Sprache und Kultur wenigstens zum Teil zurückerobert werden.

So einfach und schlüssig die deutsche auswärtige Kulturpolitik auf dem musikalischen Feld zu sein scheint, so verwirrend und widersprüchlich wird sie da, wo es um sprachliche Vermittlung, um sprachgebundenen Kulturaustausch geht... Ungeachtet des oft starken politischen und sozialen Engagements der deutschen Schriftsteller der Gegenwart, scheint ihr Geburtsort noch immer in Arkadien zu liegen... Hegels Dialektik spukt offensichtlich noch immer in den Gewölben der deutschen Luftschlösser... Ich verweise in diesem Zusammenhang auf Gestalten der deutschen Geistes- und Literaturgeschichte wie Claudius, Humboldt, Novalis, die Brüder Schlegel, Eichendorff, ja sogar E.T.A. Hoffmann und Kafka, die sich mit den Zwangen der Lebenswirklichkeit abfanden, ja sich sogar wohlfühlten.

Aber seit beinahe zwei Jahrzehnten unterhöhlt ein erheblicher Teil der deutschen schreibenden Zunft unseren demokratischen Rechtsstaat, indem seine Grundlagen ständig »hinterfragt«, seine verantwortlichen Persönlichkeiten ständig verunglimpft und seine Institutionen ständig böswillig verzerrt dargestellt werden... Weil dieser Prozeß jedoch in vielen hochindustrialisierten Ländern in gleicher Weise abläuft, entsteht allmählich eine internationale, »progressive« Kulturszene, in der von wirklichem Austausch deshalb keine Rede mehr sein kann, weil alle dasselbe anzubieten haben, nur in verschiedenen Sprachen: Überdruß, Unzufriedenheit, Randgruppenprobleme, sogenannte existentielle Ängste, Rufe nach dem »neuen Menschen«, nach der »neuen Gesellschaft«. Das alles ist fortschrittlich und chic und überdies vom Fernsehen her wohl bekannt. Die internationale, sich progressiv gebärdende Kultur- und Literatur-Schickeria hat langst ihren eigenen Stallgeruch.

Indessen sollten wir tatsächlich manches von unserem westlichen Nachbarn lernen, Selbstachtung nämlich, das selbstverständliche Ja zu Land, Volk und Staat. Müssen sich Angehörige und Gäste von Goethe-Instituten irgendwo in Lateinamerika oder Asien unbedingt mit den »in der Bundesrepublik Deutschland neu entstandenen Lebensformen« auseinandersetzen, mit ethnischen Minderheiten, mit Gastarbeiterproblemen, mit politischer Theologie und Angstliteratur?

Die hellen und festlichen Farbtöne, mit denen die DDR ihr Land im Ausland malt, werden auf Dauer erfolgreicher sein als die düstere Götterdämmerungspalette der Bundesrepublik Deutschland. Weit davon entfernt, die DDR hinsichtlich der Erzeugung eines griff igen Kulturverständnisses zu überholen, sollten wir uns dennoch Gedanken darüber machen, ob es der Bundesrepublik Deutschland wirklich nutzt, wenn wir in fröhlicher Freiheit und Pluralität versuchen, im Ausland nur ein möglichst getreues oder vielfach kaleidoskopisches Abbild der gegenwärtigen bundesdeutschen Kulturszene vorzustellen. Es fragt sich, ob eine ausführliche Information über Sub-, Pop, Protest- und Jugendkulturen im Ausland wirklich nötig ist.

Der auswärtigen Kulturpolitik kommt die Hauptaufgabe zu, in aller Welt für die Bundesrepublik Deutschland zu werben... Sie verzichtet nicht auf die hellen Farbtöne. Sie baut Fremdheit, Unverständnis und Vorurteile ab, indem sie auf die sogenannten »Schokoladenseiten« unserer Kultur keineswegs verzichtet, sondern sie im Gegenteil selbstbewußt darbietet... Wer das Drogenproblem in den Rang einer zentralen Frage erhebt, wer randalierende Chaoten oder kriminell gewalttätige Pyromanen mit der deutschen Jugend gleichsetzt, der schadet der Bundesrepublik Deutschland.

Dies ist umso bedenklicher, weil die Veranstaltungen der Goethe-Institute sehr häufig von sogenannten »Multiplikatoren« besucht werden, von Beamten, Offizieren, Lehrern, Arzten und Männern der Wirtschaft. Zwar hat noch niemand die Auswirkungen auf unsere Außen- und Außenwirtschaftspolitik untersucht, aber ich bin sicher, daß die auswärtige Kulturpolitik in alle anderen Politikbereiche mehr oder minder kräftig ausstrahlt und vor allem außen- und wirtschaftspolitische Entscheidungen mitbestimmt.

Als ein Land, dessen Wirtschaft entscheidend vom Export abhängig ist, können wir uns keinesfalls eine auswärtige Kulturpolitik leisten, die den selbsternannten Kassandren ein breites Forum liefert. Offensichtlich denkt man in Bonn noch

nicht einmal an den primitiven Grundsatz: »Wer deutsch lernt, kauft auch deutsch.« Es ist höchste Zeit, die auswärtige Kulturpolitik in die Hände einer wirklichen politischen Führungskraft zu legen! -

damit das selbstverständliche Ja zu Land, Volk und Führer gesprochen sei und die sogenannte Linke sich wieder furchtbar aufregen muß, vorneweg natürlich der sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Freimut Duve, der namens seiner Fraktion im Bundestag sofort eine »aktuelle Stunde« verlangt und den CSU-Vorsitzenden erheblich geißelt, weil von diesem »die auswärtige Kulturpolitik des sozialliberalen Erbes« (das gibt's jetzt auch schon) »ausgehöhlt« werde und die Bundesregierung gefragt werden müsse, wie sie den Mitgliedern des PEN, den »internationalen Schriftstellern, die dort in Hamburg versammelt sein werden, die Kulturpolitik der Bundesrepublik deutlich machen will«, während die Abgeordnete Borgmann von der grünen Partei guten Rat weiß. »Auf Dauer erfolgreicher kann nur das offene, rückhaltlose und vielgestaltige Kulturbild einer westlichen Führungsmacht wie der unseren sein« (Enteignet Borgmann!) sowie in den Ruf ausbricht: »Wir sind dankbar für die Bemühungen des Goethe-Instituts, ein differenziertes, aktualisiertes Bild der Bundesrepublik Deutschland im Ausland zu vermitteln«.

Viel »Beifall bei der FDP, der SPD und den Grünen« notieren die Protokollführer, als die Abgeordnete Hamm-Brücher dem bayerischen Ministerpräsidenten die Leviten liest: »Wir Liberalen müssen diesen Straußschen Rundumschlag bedauern. Wir erheben Widerspruch in der Sache, Einspruch in der Form, und wir kündigen unseren Widerstand gegen die geforderte Wende in der auswärtigen Kulturpolitik an«, worauf nicht allgemeine Heiterkeit ausbricht sondern eben »Beifall bei der FDP, der SPD und den Grünen«. Was Frau Hamm-Brücher jedoch auf den Vorwurf erwidert, das Goethe-Institut nehme keine Rücksicht auf die Außenwirtschaft, kann nur als eiskalte Abrechnung gedeutet werden: »Diese Behauptung wird durch unsere Rekordexportstatistiken leicht widerlegt.« An dieser Stelle heißt es im Protokoll: »Duve (SPD): BMW mit Goethe! «

Es spricht dann der Abgeordnete Verheugen (früher FDP, jetzt SPD), die auswärtige Kulturpolitik sei »in unseren Augen ein Instrument der Begegnung zwischen den Völkern« (»Beifall bei der SPD und den Grünen«) sowie: »Hier haben wir etwas, bei dem sich die Menschen begegnen« und: »Die auswärtige Kulturpolitik ist uns als ein Knüppel in Koalitionsrempeleien und -rüpeleien zu schade« (»Beifall bei der SPD und bei Abgeordneten der Grünen«). Da hält es auch den Genscher nicht mehr auf der Bank: »Ich finde, daß die Unabhängigkeit des Goethe-Instituts ihm bessere Wirkungsmöglichkeiten gibt... Was ist denn das Positive unseres kulturellen Lebens? Das ist doch gerade seine Pluralität« (»Beifall bei der FDP, der SPD und den Grünen«, »unseren« Grünen). Zu aller Überraschung fährt Genscher fort: »Es wird niemanden überraschen, daß es viele Fragen der aktuellen Politik gibt, in denen ich mit Heinrich Böll gänzlich unterschiedlicher Meinung war und mit Günter Grass bin, aber wenn sie nicht für uns auftreten würden, wenn sie ihre Meinung nicht in den Goethe-Instituten äußern könnten, unsere auswärtige Kulturpolitik wäre ärmer.« Protokoll: »Duve (SPD): Sehr richtig! «

So geht das Geißel-Drama fort, aus allen Ecken zucken Geistesblitze, Frau Martiny-Glotz (SPD) berichtet, wie sie auf einer Reise, »die ich für das Goethe-Institut nach Australien machen konnte«, gelernt habe, daß dort der Strauß »als große Gefahr für die Demokratie in Deutschland empfunden wurde« (es hat sich also gelohnt) und sie deshalb nur sagen könne- »Wir Sozialdemokraten stehen zur Arbeit der Goethe-Institute im Ausland; sie sind mit das Beste, was wir Deutschen zu verkaufen haben« (Enteignet Martiny-Glotz!). Der Abgeordnete Daweke (CDU/CSU) zitiert den Feuilleton-Redakteur Michaelis, Duve fragt: »Wollen Sie die Wende oder nicht?«, der Abgeordnete Rose (CDU/CSU) fragt: »Was regt Sie denn dabei so sehr auf?« und der Abgeordnete Ehmke, der schon so denkt, wie er sich rasiert, ruft dazwischen: »Daß ihr die DDR nachmachen wollt, das regt uns auf. «

Die Abgeordnete Geiger (CDU/CSU) aber sagt, »was wir dem Ausland zeigen« müssen: »Es gibt in unserem Land nicht nur Überdruß, Unzufriedenheit, Randgruppenprobleme und existentielle Ängste, unser Land ist - wenigstens nach meiner Meinung - zuallererst schön und liebenswert und seine Bürger sind im allgemeinen friedlich und freundliche Menschen«, hollaradijöh, und es gibt wirklich keinen Anlaß, aus den Selbstmorden der Söhne und Töchter von christlichen Kanzlerkandidaten, Generalbundesanwälten, Verlagskonzernherren und anderen Randgruppenvertretern auf existentielle Ängste im Allgemeinen zu schließen. Soweit ich weiß: tut der Konsalik das aber auch gar nicht, der doch ein mindestens so gemütliches Haus ist wie der Novalis und der Kafka es waren.

Spott aus. Strauß hat wieder mal recht: Die »auswärtige Kulturpolitik« und ihre Goethe-Institute wurden und werden nicht finanziert, um die Außenpolitik und den Export zu behindern. Das war so, als die SPD regierte, und bliebe so, wenn Frau Borgmann würde, was Frau Hamm-Brücher war, bevor sie ihren Widerstand gegen die geforderte Wende ankündigte. Einig sind sich die Fraktionen bis zum letzten Zwischenruf - »Rusche (Grüne): Weil Strauß uns blamiert« - schon jetzt, daß »unser« Ansehen im Ausland gefördert werden muß, daß »wir« draußen »unser« Bestes zu bieten haben. Gestritten wird nur darum, ob die Beamten, Offiziere und Männer der Wirtschaft, die hundert Panzer oder ein Atomkraftwerk Made in Germany kaufen sollen, dazu eher von den Schaumburger Sängerknaben oder vom radikalen Schriftsteller B. animiert werden.

Worin Strauß nämlich irrt und Frau Hamm-Brücher mit ihrer Exportstatistik durchaus recht hat: Mancher Kunde gerade aus den weit über bayerische Verhältnisse gebildeten Bourgeoisien Lateinamerikas oder Südostasiens honorieren die Lehre, daß in Germany nicht nur treffsichere Waffen produziert werden, sondern auch kritische Gedanken. Wo so böse über Gott und die Welt geschrieben werden darf, wird wohl auch die Qualität der Produkte pingelig geprüft werden.

Dem bayerischen Ministerpräsidenten sind allerdings schädliche Umwelteinflüsse zugute zu halten. Da Strauß seit vielen Jahren am liebsten Gegenden besucht, in denen nicht der feinsinnige Bourgeois, sondern der feiste Militärdiktator (dumm, dümmer, Oberst) oder der korrupte Stammeshäuptling die Richtlinien der Außenwirtschaftspolitik bestimmt, mußte sich ihm der Eindruck aufdrängen, alle potentiellen Kunden bundesdeutscher Exportware gierten nach Heino und der Egerländer Gmoi. Daß dieser Irrtum nicht Bonner Politik wird und »unserem Ansehen« im Ausland schaden kann - da für haben wir die FDP und leider auch die anderen.

Im Bundestag sitzen 202 Abgeordnete der SPD und 28 Abgeordnete der Grünen. Nicht einer, nicht eine von ihnen, den Nachdenklichen und Hinterfragern, hatte den Mumm, das staatsblöde Geschwätz der Kollegen und Kolleginnen mit dem Einwurf zu stören, daß ihm oder ihr das »Ansehen« dieses, eben nicht »unseres« Staates im »Ausland« einen Dreck interessiere; daß es der Welt und ihrem Wohlergehen nur dienen könne, wenn sie sich das schlechtestmögliche Bild von der BRD machte; daß zu diesem Zweck der ausschließliche Einsatz von Konsalik und Otto Habsburg bei Veranstaltungen der Goethe-Institute empfohlen werde, woran einen nicht einmal die Sorge um die Alimentierung der dann brotlosen radikalen Goethe-Institutsschriftsteller und um die Reisekosten für Känguruhbesichtigung hindern solle.

So alleingelassen wird Strauß wieder nichts bewirken. Und das ist verdammt schade.

Konkret 08/86, S. 58

Peter Krauß

Die tödliche Dosis

Gewalt von Frauen hat Männer stets mehr irritiert als die eigene, die vorausgesetzt wird. Frauen sollen zum Leben verhelfen, nicht zum Tod. Töten sie, verletzen sie auch noch die Gesetze der Natur.

Das Backsteinhaus brannte lichterloh. Einzig die Grundmauern überstanden den Feuersturm. In den Trümmern der Farm fanden die Suchtrupps die verkohlten Leichen von Belle Gunness und ihren drei Kindern, Myrtle, elf, Lucy, neun, und Philip, fünf Die Polizei stand vor einem Rätsel. Ihr fehlte ein Täter oder zumindest Tatverdächtiger, der die junge Farmerin und ihre Kinder erst vergiftet und dann wie Klafterholz im Keller aufgeschichtet hatte, bevor er das Haus mit Kerosin übergoß und in Flammen setzte. Der Kopf der Frau, vom Körper abgetrennt, konnte nicht gefunden werden. Ray Lamphere, ein ehemaliger Knecht, bei Mrs. Gunness, der im Streit die Farm verließ, ereilte die Verhaftung. Anklage: Brandstiftung und Mord. Der Fall schien so gut wie unter Dach und Fach.

EINE LEISTUNGSBILANZ. Jedes vierte Mordopfer ist eine Frau. Von zehn Mordfällen an Frauen waren neunmal Männer die Täter. Vier von fünf weiblichen Opfern werden zuhause in der Küche oder im Schlafzimmer getötet. Frauen verüben lediglich 15 Prozent aller Tötungsdelikte. In der Hälfte dieser Fälle liegt nachweislich eine Notwehrhandlung zu Grunde. Die Rate weiblicher Kriminalitätsakte steigt zwar, aber die Hintergründe bleiben meist im dunkeln. Was die Zahlen in die Höhe treibt, sind sogenannte »Leistungserschleichungen«. Frauen, die es in Zeiten der Massenverarmung am schnellsten und härtesten trifft, machen sich strafbar, wenn sie Anträge auf staatliche Unterstützung zu ihren Gunsten schönen.

Auf der Suche nach Belle Gunness Haupt stießen die Polizisten auf weitere zerstückelte Leichen unter dem Hühnerhof der Farm. Der befehlsführende Sheriff verstand die Welt nicht mehr - die aber war von den Zeitungen mit Horrorschlagzeilen aufgeschreckt worden. Am ersten Sonntag nach dem Fund im Hühnerhof pilgerten zehntausend Schaulustige nach La Porte, einem verschlafenen Städtchen im amerikanischen Bundesstaat Indiana.

MORDSBETRIEB. Unsereiner stirbt nicht mit einer Kugel zwischen den Augen, sondern an Krebs, Arbeitsunfällen, Herzversagen oder aber auch einfach so im Bett. Leichen, Tote, wir werden daran erinnert, wenn wir Freunde und Verwandte zu beerdigen haben. Gelegentlich liegt ein Verkehrsopfer mit einem Tuch über dem Kopf am Straßenrand. Schnell vorbei. Dann noch die TV-Leichen. Aus Sport, Nachrichten und Krimis. Aber die sind weit weg, unbekannt, erlogen. Hinundhergerissen zwischen Langeweile und Faszination stehen wir dem Betrieb Mord hilflos gegenüber. Da haben echte Mörder, nicht die, die man mit der Fernbedienung zur Strecke bringt, gerade noch gefehlt. Oder tötende Frauen.

Die Aufregung ist groß. Eine Frau, die ja immer noch dazu da ist, Leben zu produzieren, wirft alles über den Haufen, wenn sie plötzlich tötet, statt zu gebären. Anders die Herren der Schöpfung. Bei ihnen liegen so mörderische Tätigkeiten wie Tierjagd und Menschenkrieg in der »Natur«. Wenn die vermeintlichen Instinkte so excellent im Widerstreit liegen wie bei dem Fall Marianne Bachmeier, die den Mörder ihres Kindes im Gerichtssaal erschossen hat, ist ein medienträchtiges Spektakel geboren.

Ann Jones, eine amerikanische Autorin, hat das Thema keine Ruhe mehr gelassen. Fünf Jahre lang wühlte sie in Bibliotheken und Archiven nach Dokumentationsmaterial für die Geschichte der Frauen, die töten. Es ist zugleich ein Stück Geschichte der Frauen - immer aus der Sichtweise einer US-Amerikanerin gefertigt, für die, wie für viele, selbst für viele aufgeklärte Autoren, die USA schon die ganze Welt sind; Geschichte bis zum Tellerrand also. Trotzdem gelingt es ihr, mitteleuropäischen Normalsterblichen unbequeme Denkanstöße zu verpassen. Wie bei allem, was aus den USA kommt, mit Verspätung, sechs Jahre diesmal.

Dem Richter im Prozeß gegen Belle Gunness ehemaligen Knecht Lamphere schwante Ungeheures. Mit jedem Spatenstich wurden neue Anhaltspunkte für die Vermutung zutage gefördert, die Farmerin könnte ihren eigenen Mord perfekt inszeniert haben, um von unvorstellbaren Greueltaten abzulenken. Das Gericht war überfordert, es erklärte Belle Gunness ohne jeden Beweis offiziell für tot. Eine polizeiliche Fahndung nach ihr war somit vereitelt.

ERKLÄRUNGSMUSTER. Für das bürgerliche Recht des 19. Jahrhunderts existierten Frauen schlichtweg nicht. Somit besaß die Justiz auch keinerlei strafrechtliche Handhabe gegen Frauen, die getötet hatten. Bei der Inhaftierung fingen die Probleme schon an, Frauen wären beim Strafvollzug nicht eingeplant gewesen. Doch die Unterbringung war noch das geringste Problem. Die Herren der Justiz und des Staates wollten einfach nicht wahrhaben, daß Frauen mit solcher Bestimmtheit und Selbstkontrolle zum Töten in der läge waren. Eine urweibliche Kraft mußte diese, doch eigentlich passiven Kreaturen zu solchen Taten treiben. Und tatsächlich glaubten Ärzte und Richter, die Ursache in »menstruell bedingter Gereiztheit« ausfindig gemacht zu haben, die mit »hysterischen Leiden und Geistesgestörtheit« einherging. Die Menstruation also als Tötungsimpuls. Manchmal ging es auch glimpflicher ab, und die weibliche Biologie führte bloß zu Migräne, Epilepsie, Kleptomanie und Pyromanie.

Mit solchen und ähnlichen Erklärungsmustern fiel das Richten gleich viel leichter. Peachic Wiggins, ein siebzehnjähriges Mädchen, das bei einem Banküberfall in Pennsylvania aus Panik einen Kunden erschoßen hatte, beförderte das Gericht 1969 auf den elektrischen Stuhl. Knapp zweihundert Jahre zuvor, 1787 in London ließen Richter die zwölfjährige Hannah Occuish aufhängen. Ihr wurde zur Last gelegt, eine Freundin im Streit um Erdbeeren getötet zu haben. Hier wie dort war die Hinrichtung Ausdruck hilfloser Prävention.

Die Ausgrabungsarbeiten zogen sich hin. Belle Gunness Kopf war wie vom Erdboden verschluckt. Dafür aber fanden der Sheriff und seine Männer immer neue Leichenteile. Aber eine Identifizierung war unmöglich. Fein säuberlich waren die sterblichen Überreste der Opfer zerlegt und verpackt worden - einen Sack für jeden aus dem Schultergelenk abgetrennten Arm, einen Sack für jedes am Oberschenkel abgesägtes Bein, je einen Sack für den Torso und den Kopf. Alles mit Kalk bestreut. In der Asche des Hauses fanden sich allein Uhren und Rasiermesser von mindestens elf Männern. Doch nachdem die Suchtrupps zum zehnten Mal fündig wurden, stellte man die Arbeit ein. »Fast schien es«, behauptet Ann Jones heute, »als hatten sie Angst gehabt, noch mehr zu finden«.

HANDARBEITEN. Frauen, so die landläufige Auffassung, sind zu schwach und zu wenig abgebrüht, um wie ein Mann zu töten. Mit Faust, Messer und Vorschlaghammer. Heimtückisch müssen sie also ihr Opfer umbringen, gemein, unaufrecht, hinterrücks. Oder listig?

Gift. Seit Menschengedenken ist es die »Waffe der Unterdrückten« (Jones), Sklaven entledigten sich so ihrer weißen Ausbeuter. Und was kann einer Frau, verbannt an Heim und Herd, gelegener kommen als jene feine, stille, schlaue Waffe, als jener Stoff, den man der Mahlzeit untermischen kann.

Entsprechend die Reaktionen der Männer. Ein Staatsanwalt sah in Vergiftungen »das entsetzlichste und verachtenswerteste« Verbrechen, weil es »keine Weitsicht zu verhindern weiß, keine Männlichkeit ihm widerstehen kann«. Recht hat er, der Herr Staatsanwalt. Aber Frauen lassen sich beim Töten durchaus was einfallen. Dafür spricht, daß sie die Tat lange im voraus planen, nicht aus dem Affekt töten, wie Männer das häufig tun.

»Gesucht -Eine Frau, die eine wunderschön gelegene und wertvolle Farm in bestem Zustand besitzt, sucht eine guten und zuverlässigen Mann als Partner für dieselbe. Etwas Bargeld erforderlich, für das erstklassige Sicherheiten geboten werden«. 1905, drei Jahre vor den Funden in Beile Gunness Hühnerhof, hatte die Lady dieses Inserat geschaltet. Eine regelrechte Prozession von Männern nach La Porte war die Folge. Schnell das ganz große Geld machen, der amerikanische Traum hatte auch Gunness in den Bann gezogen. Zum Zeitpunkt ihres ominösen Verschwindens im Jahre 1908 verfügte sie überein Vermögen von 51.000 Dollar.

KARIEREN. Fiktion , ale Mörderinnen sind von Natur aus »satanisch«, vermutet Arm Jones: Als Opfer wählen sie gerade jene Menschen, die sie nach allen Naturgesetzen am meisten lieben sollten: Gatten und Kinder. Habgier, Lüsternheit und willkürliche Grausamkeit aber, wie sie allesamt im Fall Belle Gunness auftreten, sind männliche Impulse. Arm Jones: »Wenn eine Ehe für eine Frau die einzige Möglichkeit zur Karriere ist, dann kann sie ebenso diese Ehe zu ihrem Geschäft machen«.

Am Sonntag, dem 23. November 1908, der Prozeß gegen den Knecht Lamphere war noch nicht abgeschlossen, stieg Reverened Garrard in die Kanzel der kleinen Kirche von La Porte. »Gott«, schmettert er den Anwesenden entgegen, »verlieh der Frau eine besondere Natur und bestimmte sie für das Heim. Wenn eine Frau erobern will, dann muß sie es mit weiblichen Waffen tun. Tut sie es auf andere Weise, dann wird sie, statt zur Ergänzung des Mannes, wie es die göttliche Vorsehung ist, zu seiner schlimmsten Feindin«.

Aus der Not heraus, die Anziehung von Belle auf Männer erklären zu müssen, haben Männer die »sexuelle Macht« Gunness betont, sie als Sexpüppchen und junge, vollbusige Blondine hingestellt. Die Farmerin war fünfzig Jahre alt. Sie wog fast 250 Pfund - eine »zur Psychopatin gewordene Hausfrau« (Jones).

VOLLE KRAFT ZURUCK? Mörderinnen peinigt nach ihrer Tat nicht etwa ein die Seele zerfressendes Gefühl der Reue. »Während ich vor meinem Prozeß auf Kaution frei war«, erzählt eine Frau, die ihren Mann getötet hat, «haben die Kinder und ich uns, obwohl ich so etwas Furchtbares getan hatte, zum ersten Mal richtig amüsiert.« Viele Frauen entwickeln ein neues Selbstbewußtsein. Makabrerweise fangen ihre Mitmenschen erst jetzt, nach der Tat ' an, sie mit einem Respekt zu behandeln, der ihnen Zeit ihres Lebens verwehrt worden ist. Für Florence Monahan, Leiterin verschiedener Frauengefängnisse, handelt es sich um »ganz durchschnittliche, alltägliche Frauen«.

1902. Belle heiratet Peter Gunness, einen gerade verwitweten jüngeren Mann. Er zog mit seiner kleinen Tochter auf Belles Farm und starb dort neun Monate später auf groteske Weise. Es kam zu einer gerichtlichen Untersuchung. Mrs. Gunness war um eine Erklärung nicht verlegen: Ihr Gatte habe direkt neben dem Bett gesessen, da sei der Herd ins Schwanken geraten, ein großes Steingefäß mit kochendem Wasser umgefallen, mitten auf ihn drauf. Zu allem Überfluß habe sich droben vom Regal auch noch die wuchtige Wursthackmaschine losgemacht. - Die schwangere Witwe strich die Lebensversicherung von 2500 Dollar ein, brachte ein Kind von dem toten Mann zur Welt und beschäftigte seitdem Knechte

für die Arbeit auf der Farm. Gelegentlich schlief die sinnliche Frau mit einem von ihnen - mancher sah sich schon als Herr der Farm. Gunness klärte den Irrtum unmißverständlich auf.

DIE NOTBREMSE. Jahrhunderte mußten Frauen in einem Alter heiraten, da sie »ihre Puppen hinwarfen, um Kinder zu stillen«. Die zu Frauen gemachten Mädchen wurden die Puppen ihre Männer. Nur wenige liefen ihren Männern davon, emanzipierten sich, einige flohen in einen Zustand von (gespielter) Verrücktheit, andere flohen in den Mord: ein Akt »vorpolitischer Gewalt« (Jones). Oftmals die einzig verbleibende Notbremse im ehelichen Zug durch die Hölle. Beispiel Francine Hughes. 1977 übergoß sie das Bett ihres Mannes mit Benzin und zündete es an. Er kam in den Flammen um. Vorausgegangen war ein erbitterter Streit zwischen beiden. Mr. Hughes verbrannte die Bücher und Hefte seiner Frau, die eine Abendschule besuchte, um sich und ihren Kindern eine selbstständige Existenz aufzubauen, weitab von ihrem schlagenden, betrunkenen Ehegatten.

Belle Gunness, geborene Paulson, wanderte 1883 im Alter von 23 Jahren mit ihrer Schwester und deren Mann von Norwegen nach Amerika aus. Ein paar Dollar verdiente sie sich als Näherin und Wäscherin. Der Wachmann Mads Sorensen nahm sie zur Frau. Sie hausten in erbärmlichen Verhältnissen. Trotzdem nahm Belle Pflegekinder auf und adoptierte ein neunmonatiges Mädchen. Ihre erste eigene Tochter starb fünf Monate nach der Geburt, ihr erster Sohn als Kleinkind im Jahre 1898, beide an starken Entzündungen wie sie bei Vergiftungen auftreten.

Zehn, fünfzehn Jahre hielt sich die Familie über Wasser. 1896 erwarben sie von ihren Ersparnissen eine Konditorei. Die brannte nieder. Gatte Sorensen starb 1900. Vergiftung? Belle nahm die 8500 Dollar Versicherungsprämie und kaufte die heruntergekommene Farm bei La Porte. Mit ihren überlebenden Töchtern Jenny, Myrtle und Lucy zog sie in das große Backsteinhaus, reparierte die Zäune strich die Hofgebäude, pflanzte Büsche und Blumen. Es war, sagte sie, die »schönste und glücklichste Farm im nördlichen Indiana«.

Ann Jones. Frauen, die töten.

Suhrkamp Verlag, 464 Seiten, DM 24.-

Konkret 08/86, S. 62

Simon Worall

Fliegende Taube, Nördliche Gans und Langer Marsch

Fahrräder in China

Nach Beginn der Massenproduktion 1885 in Coventry, England, kam das Fahrrad am Ende des Jahrhunderts nach China. Als der letzte Qing-Kaiser noch ein Junge war, war sein größtes Vergnügen, durch die Verbotene Stadt zu radeln. Um dabei von Hof zu Hof fahren zu können, befahl er, sämtliche Türschwellen zu beseitigen. Und wie zum Beleg für McLuhans These, nach der die Einführung neuer Technologien weitreichende soziale Veränderungen nach sich zieht, mußte von nun an auch auf die Prozession von Dienern und Eunuchen verzichtet werden, die ihn traditionsgemäß auf jedem seiner noch so kleinen Spaziergänge begleitete und ihm dabei in gehörigem Abstand hinterherzutragen hatte, wonach er Verlangen haben mochte - Kleidung zum Wechseln, Stühle, Sonnenschirme, die »Sechs Harmonie-Pillen« zur Regelung des Kreislaufs sowie ein komplettes Tee-Service. Sie konnte einfach nicht Schritt halten mit dem radelnden Drachenkönig.

Obwohl die Regierung heute entschlossen ist, das Volk ins Zeitalter von Computer und VW-Bus zu katapultieren, bewegt sich China immer noch mit der Geschwindigkeit, mit der ein Mensch auf Baumwollschuhen vorankommt oder eben mit der Umdrehung eines Fahr-Rades.

Auf ungewöhnliche Weise scheint das Fahrrad mit den Neigungen und Traditionen der Chinesen übereinzustimmen. Akupunktur und Tai Chi beruhen ebenso auf den Prinzipien von Balance und Ausgleich wie auf der Regulierung und Umwandlung von Energie. Das Fahrrad verkörpert beides. Es ist das effizienteste Gerät, das je erfunden wurde, um menschliche Energie für die Fortbewegung zu nutzen; und das ausgeglichene, ungehetzte Schrittempo, mit dem die Chinesen umhertrödeln, ist die wirtschaftlichste und energiesparendste Geschwindigkeit überhaupt. Dabei braucht man, um dem Verkehr, der einem oft genug auf der falschen Straßenseite entgegenkommt, oder den vielen Schlaglöchern auszuweichen, schon ein bewundernswertes Balancierungsvermögen und enorme Geschicklichkeit.

Obwohl die größeren Städte geräumige Radwege haben - breit genug für zehn Fahrräder - muß sich ein Radfahrer gegen ein Chaos von Lastwagen, Bussen, Muli-Karren, PKWs und einer ständig hin und herwogenden Menge von Fußgängern behaupten. Außerhalb der großen Städte wird der Verkehr weniger nach offiziellen Vorschriften geregelt als nach dem Darwinschen Prinzip des »survival of the fittest«. Der Kleine macht dem Großen Platz, der Fußgänger dem Radfahrer, der Radfahrer dem PKW, der PKW dem LKW und alle zusammen machen die Straße frei für jene japanischen Luxuskarossen, die, voller kamerabestückter Touristen, inzwischen Stadt und Land terrorisieren. Das ganze Gedrängel wird nun nicht etwa mit Hilfe von Ampeln und Verkehrszeichen dirigiert, sondern durch hundertfaches Klingeln und Hupen.

Der erstaunliche und offenbar angeborene Sinn fürs Ausbalancieren manifestiert sich auch in der Menge und Vielfalt der Personen und Sachen, die sich auf einem einzigen Fahrrad transportieren lassen: Sessel; Kleiderschränke; zwanzig Kilo Spinat auf dem Rücken und zehn Hühner am Lenker; zweihundert Strohhüte, einen Kühlschrank und dazu noch den Kollegen, oder zwei Schweine, seitwärts in die Weidenkörbe gepfercht - nichts, was man nicht an einem Fahrrad festschnüren, aufhängen, austarieren könnte. An Sommerabenden sieht man in Provinzstädten ganze Familien auf dem Fahrrad (was in den Großstädten verboten ist). Der Vater tritt dann die Pedale, singt dabei womöglich sein kleines Kind in den Schlaf, das es sich, die Hände am Lenker, auf dem Bambussitz gemütlich gemacht hat; die Mutter, im »Damensattel« dahinter, hält auf perfekte Weise das Gleichgewicht, läßt die Beine herunterbaumeln, putzt sich die Fingernägel und plaudert derweil mit Bekannten auf dem Fahrrad nebenan.

Und von allen Zirkustricks, die man bei diesem Volk von Akrobaten und Gummimenschen zu sehen kriegt, scheint keiner so elementar chinesisch zu sein wie die auf Fahrrädern, normalerweise von einer Gruppe weißgekleideter Frauen vorgeführt. Sie stehen auf dem Lenker, machen Handstand auf dem Sattel, hängen im Winkel von 90 Grad seitwärts an den Rädern und, auf dem Höhepunkt der Nummer, springen nacheinander zwanzig Darsteller auf das eine Fahrrad, das auf der Bühne rundum fährt; sie balancieren auf Schultern und Beinen, breiten Arme und Beine aus, formieren sich zu einer menschlichen Skulptur, einem Phönix, einer Chrysatheme - und Rad und Fahrer werden zu einer einzigen Metapher für das uralte chinesische Ideal vom Gleichgewicht des Universums.

Wie jede Statistik in China, schwankt auch die über den Besitz von Fahrrädern. In Nanking gibt es 900.000 Räder, in Shanghai zwei Millionen. Seit das Fahrrad in den sechziger Jahren zum Haupttransportmittel Chinas wurde, ist die Fahrradproduktion sprunghaft angestiegen. Fast jede größere Stadt hat ihre eigenen Fahrradfabrik. Shanghai stellt allein drei Millionen jährlich her.

Traditionsgemäß schenkt ein Mann seiner künftigen Frau die »Drei Dinge, die sich drehen«: die Nähmaschine, die Uhr, das Fahrrad. Und obwohl diese Dinge bei den gestiegenen materiellen Erwartungen inzwischen durch den Kassettenrekorder, die Kamera und den Farbfernseher ersetzt worden sind, ist das erste, was sich ein junger Mensch von seinem ersten

selbstverdienten Geld kauft, immer noch ein »Zi xing che« - ein Selbstfahrer-Auto, wie das Fahrrad umgangssprachlich heißt.

Trotzdem ist der Kauf eines Fahrrades eine komplizierte Angelegenheit. Zunächstmal ist es teuer, 160 bis 200 Yuan, das entspricht zwei bis drei Monatslöhnen eines Arbeiters. Ein Erstbesitzer muß daher entweder ein ganzes Jahr lang sparen oder sich einen Kredit in der Familie oder bei Verwandten besorgen. Dann stellt sich die Frage, welches Fahrrad es sein soll: und mancher verbringt viel Zeit damit, die Vor- und Nachteile der einzelnen Modelle abzuwägen: die der »Fünf Widder«, des »Eisernen Baumes«, des »Goldenen Tigers«, der »Nördlichen Gans«, oder des »Langes Marsches«. Von allen Marken sind jedoch nur drei wirklich berühmt und besonders begehrt: die »Fliegende Taube« aus Tianjin sowie »Phönix« und »Immerdar« aus Shanghai. Für unsere Verhältnisse sind sie etwas schwerfällig und wuchtig, ohne Gangschaltung und mit eisernem Rahmen, dafür aber solide, gut verarbeitet und zuverlässig.

Weil die Nachfrage nach diesen drei Modellen das Angebot weit übertrifft, ist eine Rationierung immer noch nötig - Relikt aus den Zeiten der Planwirtschaft, die schnellstens gegen die Freie Marktwirtschaft ausgetauscht wird. Um einen »Phönix 18«, den Rolls Royce unter den chinesischen Zweirädern, kaufen zu können, braucht man einen Bezugsschein. Die Bezugsscheine werden ausgestellt von der Arbeitsstelle. Da aber normalerweise Dutzende oder sogar Hunderte von Namen vor einem auf der Warteliste stehen, muß man frustrierende Verzögerungen in Kauf nehmen. Häufig genug kommen dann Neid und Ärger zwischen den Kollegen auf, auch gibt es Fälle von Begünstigung und daß die für die Verteilung Verantwortlichen (die eine Art von Gewerkschaftsposten innehaben) Cliquenwirtschaft betreiben, wird schon als normal angesehen.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, abseits der offiziellen Wege an eine der besseren Marken heranzukommen, einige davon in der Grauzone zwischen Legalität und Korruption. Man kann etwa ein gebrauchtes Rad kaufen (das wird auf freien Märkten inzwischen verkauft wie Gemüse und Eier), kostet dann aber ebenso viel wie ein neues. Oder man kauft jemandem den Bezugsschein ab, was zwar strikt verboten ist, aber trotzdem einen schwunghaften Handel ausgelöst hat - besonders zwischen Stadt und Land. Denn die Bauern verfügen dieser Tage über eine Menge Geld, aber wenig Gelegenheit, es auszugeben. Sie sind schnell bereit, 50 bis 60 Yuan für einen Bezugsschein zu bezahlen und sogar 300 Yuan für ein neues »Phönix«, das im Laden 180 Yuan kostet.

Um den Mangel an Luxusmodellen zu umgehen, kann man auch in einem sogenannten Freundschaftsladen (für ausländische Touristen) kaufen oder im Laden für Übersee-Chinesen (Besucher also aus Malaysia, Australien und den USA). Aber alle Artikel in diesen Geschäften müssen mit »Wechselzertifikaten«, d.h. mit harter Währung bezahlt werden. Und man braucht einen weiteren Coupon, der nachweist, daß man Devisen bekommen und eingetauscht hat - entweder im Ausland verdiente oder von Verwandten zugeschickte. Weit die Anzahl der Leute, die über solche Coupons verfügen ebenfalls sehr begrenzt ist, läuft der Handel damit noch flotter als der mit den normalen inländischen Rationierungsscheinen. Und mancher Chinese, von dem man nach Benehmen und Kleidung vermutet, er könne Kontakt zum Westen haben, wird auf der Straße angesprochen von Leuten, die scharf auf die Coupons sind.

Wenn ein Chinese dann seine »Fliegende Taube« oder seinen »Phönix« erstanden hat, verwendet er einen gehörigen Teil der Freizeit darauf, die Errungenschaft sorgfältig zu pflegen, zu putzen, wenn es geregnet hat, zu ölen und zu polieren und Sattel und Rahmen mit einer Plastikplane oder mit einem Seidenüberzug zu schützen.

Zwei Fen kostet es, sein Fahrrad auf einem überwachten Parkplatz abzustellen, und die Regierung zahlt den Arbeitern, die mit dem Rad zur Arbeit kommen, 2,40 Yuan die Woche extra. Die meisten Chinesen reparieren ihr Fahrrad selbst, aber wenn man keine Lust hat oder keine Zeit, kann man sich auch für ein paar Fen in den kleinen Reparatur-Werkstätten auf den Märkten und auf offener Straße die Kette festmachen oder den Reifen flicken lassen.

Bei schönem Wetter gibt es in China nichts Angenehmeres, als in der Dämmerung aufs Fahrrad zu steigen und eine Runde durch die Stadt zu drehen. Überall klingelt es, Kinder brüllen, von den Straßenmärkten plärren Pop-Songs. Das Surren gutgeölter Ketten und das Summen von Tausenden von Reifen vermischen sich mit dem Gezirpe der Zikaden. Als ob man einem ungeschriebenen Gesetz gehorchte, überläßt man sich instinktiv diesem Rhythmus, paßt sich dem allgemeinen Schrittempo an, hebt die Knie und senkt sie, wenn der Nachbar es auch tut. Und man geht auf in dem Strom der Radfahrer, der durch die Straßen fließt, und zumindest für kurze Zeit ist man Teil dieses größten sich fortbewegenden Kollektivs der Erde.

Konkret 08/86, S. 66

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

AUS DEM WETTBEWERB: DER PFAFF ALS ENTERTAINER

Heute: Pastor Fritz Harriefeld/Hamburg mit seinem »Wort zum Sonntag« wg. »WM«

»Gelbe Karte: Verwarnung. Rote Karte: Platzverweis. Alles ist geregelt, alles ist unter Kontrolle. So müßte es in der Arena der Politik und Wirtschaft auch sein, denke ich. Da treten auch geschlossene Mannschaften gegeneinander an, Männer, Frauen, Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Alteingesessene, Ausländer, Reiche, Arme, Westen, Osten... dann fang ich an zu träumen. Ich sehe die Mannschaften kämpfen, aber sie kämpfen fair. Betrug und Brutalität können sich nirgends durchsetzen, bricht doch einmal einer aus, ist schon ein Schiedsrichter da und zeigt die rote Karte. So sind die Ohnmächtigen vor den Mächtigen geschützt. Nur ein Traum? Nun, Spielregeln gibt es wenigstens: Die Gebote Gottes. Du sollst nicht falsch aussagen gegen deinen Nächsten. Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht töten, auch nicht mit Worten. Und ohne Ausnahme sollen die Mannschaften sich danach richten und in allen Arenen des Lebens sollen die Wettkämpfe fair ausgetragen werden, auch in der privaten Arena. Jesus hat diese Regeln noch verschärft.- Du sollst den Feind nicht hassen, sondern lieben, mehr als Fairness, das bedeutet Beistand, Zuwendung, Partnerschaft. Aber auch Sie wissen es, meine verehrten Zuschauer, dazu ist es nur in Ausnahmefällen gekommen, unsere Alltagspraxis sieht ganz anders aus: Betrüger sind erfolgreich, Brutale setzen sich durch. Wen kümmern schon die Spielregeln? Erstaunlich - trotzdem verzichtet Gott vorläufig auf seine Vollzugsgewalt als höchster Schiedsrichter, denn er hat uns zu seinem Abbild aufgewertet. Er mutet uns Verantwortung zu, und dann läuft er mit uns Menschen ein volles Risiko. Nur ein Vorbild hat er uns auf das Spielfeld geschickt: Jesus. Und der ging wirklich vorbildlich mit Menschen um und sogar mit den Feinden, und er sucht Freunde, die ihm folgen. Ersucht Menschen, die wie er mit ihren Gegnern vorbildlich umgehen. Stellen Sie sich das, bitte, einmal vor Ein Wettkampf mit Spielern, wo jeder zugleich sein eigener Schiedsrichter ist. Einer, der sogar zugunsten seines Nächsten, ja seines Gegners entscheiden kann. Und tatsächlich, einige spielen schon so. Andere lassen sich davon anstecken. Und es gibt Mut, das zu beobachten und selbst dabei zu sein. Die Weltmeisterspiele gehen bald zu Ende, so wird auch unsere Spielzeit einmal zu Ende sein. Dann entscheidet der hoheitliche Schiedsrichter über unser Leben. Und alle unsere Spiele sind aufgezeichnet, sagt die Bibel. Ich meine, es lohnt sich, darüber nachzudenken. Ich wünsche Ihnen noch einen guten Abend und eine gute Nacht.«

HE, RAUSCHENBACH, HÖR MA ZU!

Nein, keine Angst, nicht nochmal Deine kolonialistischen Ethnokulinaria, wo die Marockana die »Datteln« waren, welche, hoho, »einen Kern« haben, und die Polen waren die »Krakauer Wurst«, mit, Du Witzbold, »einem Zipfel«. Nein, Rauschenbach, das ist a) vergessen, weil vorbei, und b) verziehen, weil Du verursacherisch insofern exculpiert bist, als Dein Vatta Quax der Bruchpilot und Deine Mutti Frau Luna o.ä. waren.

Die haben Dich nun mal so sozialisiert, daß Dir dieser Tage 41,8 Prozent aller von »Bild am Sonntag« nach dem »Besten WM-Heimatreporter« befragten Deutschen den Zuschlag geben mußten. Aber, Rauschenbach, Du wirst andrer verbaler Verbrechen wegen, und zwar mit furchtbar gestrecktem Bein, gefragt: Woher, H.J., nimmst Du, wenn nicht von der Sondermülldeponie, die grüneitrige Unverschämtheit, Boris Beckers Wimbledon-Hieb 11 zur Unterhöhlung, zur Zersetzung, ja, zur lebensgefährlichen Vergiftung eines der herrlichsten Grundrechte des nachhitlerischen Lebens zwischen Elbe und Rhein morderationsmäßig zu mißbrauchen? Beckers Sieg, sagtest Du, sei »eine leistungsbezogene Einmanndemonstration der Jugend« und mithin »wertvoller« als »Massendemonstrationen«. Ja, Rauschenbach, freiloch ist die Einmanndemonstration vom Boris mit Mark vierhundertzweiundsechzigtausend »wertvoller«, wie wenn 500 oder 1000 arbeitslose junge Leut für umsonst durch Bochum oder Dortmund demonstrieren. Aber, Rauschenbach, Du sechzigjährige ausgesorgt habende schwadronierende Figurine, sollen denn die Jungen und Mädchen, die wo keine Lehrstell und keine Arbeit haben und keine Zukunft, von Boris' Einmanndemonstration beispielhaft aufgehetzt, einzeln gegeneinander Tennis spielen? Zahlst Du, dessen Geiz in der Kantine am Dornbusch ohne Maßen ist, den Zehner pro Stunde und Platz und Nase? Und, Rauschenbach, wer soll die, den kommenden Sportreportergenerationen gesunde Zungen fürheißende Atomdemodreckarbeit machen, während Du stramm Männlein Dir den Binder aus dem Schlafzimmerschleiflackschranke fischest für den nächsten Auftritt, hä? ? Du herzensträger Vor-, mittendrin- und nachhitlerischer Mitläufer, Du Koryphäe für Golfballschlagischlagi und Springreiterprüfiprüfi und Schwimmischwimmi und Schischpringischpringi und Lateinamerikatanzitanzi - siehst Du denn vorm Hinscheiden in den Rachen der Hölle nicht ein, daß Gott der Herr die Welt nicht für Weltmeisterschaften geschaffen hat, sondern für 4000 Kalorien täglich für jeden und AOK und Wohnung mit Dusche und Rechtsschutzversicherung gegen Verblödung, hä?? Rauschenbach, Du Stechapfel, schreib Dir diesen hier hinter die dereinst von einem Höheren blutrot gewatschten Ohren!: Artikel acht GG (Massendemonstration): »Alle

Deutschen haben das Recht, sich ohne Anmeldung oder Erlaubnis friedlich und ohne Waffen zu versammeln.« Brokdorf, Wackersdorf, 1. Mai, Weltfriedenstag etc. das sind die Olympiaden der Demokratie, Du gutangezogener Wurschtl, da mußt Du drüber reporterln. Rauschenbach, dies war die gelbe Karte. Wenn ich noch einmal ähnlich Saublödreaktionäres von Dir hör, rück ich Dir in Deinem hessischen Bügelfaltenbungalow so was von auf Deine gutturalen Bänder, daß Dir das Sprechen vergeht. Ham wir uns verstanden?!

MEIN LIEBLINGSERLEBNIS

verdanke ich der NDR-Talkshow unlängst. Die Regie hatte den ixfachen Millionär, »Zeit«-Verleger und Ehrenbürger von Hamburg, Bucerius, mit dem ehemaligen Filmkritiker der »Zeit«, Blumenberg, verkuppelt. Und wie nun der greise Arbeitgeber a.D. dem vierzigjährigen ehemaligen Angestellten mit juvenilem Schwung verklarte, daß der beim Filmemachen (»Der Sommer des Samurai«) schlicht Scheiße baue, da dachte ich: Laufbursch bei dem alten Geld-Hai oder Regieassistent bei diesem Zierfisch - die Wahl fiele mir nicht schwer.

Konkret 08/86, S. 68

Jutta Koether

Sigmar Polke
Jux mit schwarzer Kunst

Er hat so seine Scherze getrieben. Mit »Langweilerschleife« und »Schimpftuch«, Bunnies im Photo-Raster und dem Dürer-Häschen auf Dekostoff - klassische Irritation und viel Magie um Kunstwerk. In Venedig ist er jetzt mit Hydro- und Thermo-Bildern Biennale-Meister geworden. Polke-Superstar auf dem Weg zum Staatskünstler?

So ist er nun ein Preisgekrönter geworden. Nach dem Hamburger Lichtwarkpreis hat er als Vertreter der Bundesrepublik in Venedig mit dem Biennale-Preis nun auch internationale Weihen empfangen und ist dadurch endgültig in den Kreis der deutschen Staatskünstler aufgenommen worden, was unter anderem heißt, daß bestimmte Begriffe kurz vor dem Eintritt in das normale Vokabular stehen. Was bei Beuys der »Schamane« mit Fett und Filz war, streicht bei Polke als »Alchimie« durch die Medien.

Dies hat vor allem damit zu tun, daß Polke mit einer ausgeklügelten Farbchemie operiert, mit Thermo- und Hydrofarben, die nach seinem Rezept eigens für die Biennale zusammengebraut worden sind - temperaturempfindliche Materialien, die auf Körperwärme reagieren, mit denen er die Bildbetrachter also buchstäblich (für die diesjährige Biennale mit dem leitmotivischen Titel »Kunst und Wissenschaft«) in einen unübersichtlichen Prozeß hineinziehen kann, auf daß sich etwas daraus entwickeln möge.

Bilder, die bei Handauflegen. d ie Farbe wechseln, unzählige Fotografien, die im Labor so behandelt werden, daß plötzlich Ufos darin auftauchen; seine Liebe zu »Obskuritäten«, wie den Photos von Medien, über deren Köpfen die verwischten Erscheinungen ihrer verstorbenen Angehörigen schweben, - das könnte erstmal nach reichlich billiger, ins Hippiehafte lappender Faszination aussehen, meilenweit von einer Malerautorität mit Staatskünstlerweihen entfernt, aber Polke wäre nicht Polke, wenn er in diese tollen alchimistischen Zufälle und Tricks nicht seinen schwarzen Kunsthumor und seine Ironie eingeschleust hätte. Das, was er an »Rätselhaftem« an »Magie von Kunstwerk« erzeugt hat, wurde im Laufe der Jahre konsequent zerstückelt.

Das eindeutigste Statement ist das schon 1969 entstandene Lack-Bild »Höhere Wesen befahlen: rechte obere Ecke schwarz malen!«, auf dem nichts weiter zu sehen ist als eben dieser geschriebene Befehl und seine akurate Ausführung. Ein anderes Mal zeigt sich »Polke bei der Materialbeschaffung«: Sein Arm wühlt in einem Mülleimer.

Mit solchen Platitüden, die durch ihre Bestimmtheit zu bösen Grotesken aufgeblasen wurden und zusätzlich mit wahrer Eleganz und technischer Finesse schließlich ihren Niederschlag auch in Bildern gefunden haben, hat er, ohne auf einem Programm zu bestehen, seit Ende der sechziger Jahre gleichermaßen Kunst montiert und demontiert.

Und schon als sehr junger Mann (heute ist er 45 Jahre alt), hat er eine geradezu widernatürliche Reife an den Tag gelegt. Ob es sich nun um seine frühen Zeichnungen, Aktionen, Photos oder die Pop-Bilder handelt, immer wird eine gigantische Verlegenheit demonstriert, mit der völlig beliebige Gegenstände wie Vasen, Palmen, fliegende Untertassen, oft auf gemusterten Stoffbahnen, auf Decken oder anderen nicht leinwandartigen Stoffen auftauchen; oder Banalitäten, wie z.B. die »Handlinien, links und rechts« von 1968, die sich als Bild breitmachen; wie die Rasterbilder, die eine definitive Antwort auf die amerikanische Pop-Art sind, Pünktchen für Pünktchen von Hand gemalt und den gerade neu in die Kunst eingeführten mechanischen Techniken eins draufsetzend.

Die früheren Polke-Arbeiten erscheinen oft so, als müßte man sie von ganz oben herab betrachten, weil sie auch - in einem guten Sinn - von ganz oben herab entstanden sind. Schön weit weg von den individuellen Belangen, geben sie die Chance, einmal die Position des »höheren Wesens« einzunehmen und schon ist alle »Magie« hinüber.

Kraft seiner Fähigkeit zur Enttarnung seiner selbst und natürlich auch der der anderen, war es Sigmar Polke möglich, den in den frühen Siebzigern obligatorischen Indien-Trip zu absolvieren, ohne als verdrehter Spinner wiederzukommen, sondern - ganz im Gegenteil - als Lehrer an der Hamburger Kunsthochschule Einfluß auf die dort nachwachsende Künstlergeneration auszuüben.

Sein Kollege A. R. Penck hat ihm 1983 in einem Katalogtext dieses geschrieben:

»Zerfall und Gestaltungswille treten in ein kritisches Verhältnis ein. Ein Detektiv weiß, woran es gelegen hat. Er erkennt den Schuldigen, der sich hinter tausend und abertausend Ausflüchten und Tricks versteckt. Es kommt die eine Minute, wo die Lüge durch die Existenz selbst widerlegt wird, wo man meint, die wahre Welt erscheine in der falschen Welt, und bediene sich derselben Sprache wie diese. Nur mit dem einen kleinen Unterschied, daß ihre Logik schärfer ist, weil sie weiter geht. Dieses Weitergehen ist das, was Sigmar Polke zeigt. Ich bin mir nur noch nicht im klaren, wie weit wird er gehen«.

Wenn man ausschließlich die letzten Arbeiten von Polke sieht, fällt es schwer, diesen »kleinen Unterschied« noch auszumachen. Benutzte er früher eindeutige, bekannte, klischeehafte Photos und Zeichnungsvorlagen, die aus Comicstrips, Buch- oder Reklame-Illustrationen stammten, wie etwa in der Zeichnung »Sekt für alle« (1965), oder hängte er ein gigantisches Tuch mit Schimpfwörtern auf - also reine Agitation, die auch formal sehr »rein« und eindeutig war -, so ist er seit den Mittsiebzigern daran gegangen, diese einzelnen Ideen gleich in einem Bild übereinanderzuschichten und neue Quellen für seine Bildzeichen und Zitate zu erschließen. Der »Ägyptische Sternenhimmel« (1976) ist dafür ein Beispiel. Mit souveräner Hand werden neue »Rätsel« und alte Polke-Zeichnungen addiert, aber auch in der Summe bleiben die Elemente dieser erhabenen Spielerei immer transparent und zerstückelt.

Gegenstücke zu diesen Höchstleistungen an Hieroglyphischem sind Polkes Lackbilder, in denen die Üppigkeit seines Ironie- und Ideen-Ausstoßes ganz von der Zeichenturbulenz befreit ist und in abstrakte Farbschichten eingebunden wird.

Seine Selbstenttarnung hat damit subtilere Formen angenommen. Zweifel an der Malerei oder neue Bilderfahrung, ausgedrückt in Silberbromid und Silbernitrat auf Leinwand? Sind das die privatissime in all den Jahren zusammengesponnenen und nun in die Institution Biennale eingebrachten Ideen des »skurilen Spaßmachers«, hat er das »jenseits der Malerei-Sein« zu wörtlich genommen oder nimmt er nun auch das Gesamtkunstwerk im Sinne von Beuys in Angriff?

Polke ist die Umkehrung von Joseph Beuys, denn wo der materialistische und soziale Belange mit einer eigens konstruierten künstlerisch-idealistischen Wirtschaftstheorie verbreiten wollte und die künstlerischen Mittel dazu selbst herstellte, versucht Sigmar Polke auf vieldeutige und elegante Weise die möglicherweise erhöhenden, quasispirituellen Elemente (und Fallen), die man als Künstler benutzen kann, - wie den rätselhaften Körper, die »Erscheinung«, die Verwandlung, die verborgene Naturkraft, künstlerische Suggestionen aller Art - auf eine materielle Basis zurückzuführen.

Seine Liebe war und ist - wenn auch heute nicht mehr so offensichtlich - das ironisch-intellektuelle Statement, das - wenn es nicht gerade zu purer Cleverness oder zum Jux ausartet - ein immer wieder nervender Aufruf ist, ein Hinweis darauf, daß jeder, der sich mit Kunst beschäftigt - ideell oder tätlich - dieses Tun gefälligst in Frage zu stellen hat. Polke verkörpert ein oft derbes Training, eine Schulung. Polke muß es einfach geben. Weil es sonst keinen deutschen Maler gibt, der auf derartig spitzfindige künstlerische Art so rabiat ist.

Auch nach Venedig bleibt Polke eine zwielichtige und unberechenbare Figur. Er wird keine Vaterfigur werden, auf keine Rolle festzulegen sein und man wird ihm weiterhin nicht »glauben« können.

Er selbst - spätestens seit dem Polke-Jahr 1984 mit den beiden Doppelretrospektiven Basel-Köln, Rotterdam-Bonn in den Kreis der Maler-Tycoons aufgenommen - gibt keine Ruhe, puhlt die verdrängten Elemente der Riege der ernsthaften Maler (Kiefer, Lüpertz, Baselitz) immer wieder heraus. Denn Polke ist der Spieler, die zweideutige Autorität, die offenläßt, ob sie nur trickst oder ob da noch andere Fäden gezogen werden.

So ist Polke eigentlich kein Staatskünstler, sondern Künstler, der sich in die Staatskunst einmischt. Dafür eine Biennale-Ehrung zu erhalten, bringt nicht nur Ruhm und Geld und einen Auftritt in der Tagesschau, sondern vielleicht auch die übliche Tafelrunde durcheinander. Wenn das nichts ist.

Konkret 08/86, S. 76

Oscar Zambrano

Von Dichtern und Hofschranzen

Bisher galten die Attacken des peruanischen Schriftstellers Mario Vargas Llosa vor allem seinen lateinamerikanischen Kollegen. Jetzt hat es auch den Deutschen Grass erwischt. Vargas kam eigens dazu in die Bundesrepublik. Auf Kosten der Konrad-Adenauer-Stiftung

Bevor Yves Montand, André Glucksmann, Fernando Arrabal und andere den Rückmarsch in die westliche Wertegemeinschaft antraten, hatte einer sich dort längst eingerichtet: Mario Vargas Llosa. Die Verwandlung des erfolgreichen peruanischen Schriftstellers vom Systemgegner zum sanften Mitläufer und inzwischen staatstragenden Apologeten verlief spektakulär, aber nicht reibungslos. Ein paar Jahre lang hörte man von ihm immer mal wieder Bekenntnisse zum Sozialismus - einem eher psychodelisch anmutenden freilich. In letzter Zeit jedoch macht er keinen Hehl mehr aus seiner reaktionären Haltung. Jedenfalls gehört er - neben dem Mexikaner Octavio Paz und dem erst kürzlich verstorbenen Argentinier Jorge Luis Borges -zu den wenigen prominenten Intellektuellen Lateinamerikas, die eine fortschrittlich orientierte politische Alternative für die Länder des Subkontinents offen bekämpfen. Aber während Paz, bisher jedenfalls, auf dem Niveau einer ethisch-ideologisch fundierten Argumentation blieb, und Borges eher zynisch doppeldeutige Sprüche eines aristokratischen Ästheten von sich gab (sich aber auch nicht zierte, als Pinochet ihm einen Orden zukommen ließ), scheint Vargas von der Idee geradezu besessen zu sein, seine linken Schriftstellerkollegen als »nützliche Idioten« entlarven zu müssen und mit wüsten Beschimpfungen zu traktieren. Carpentier, Benedetti, Garcia Màrquez, Neruda, Cortàzar und viele andere waren bisher die beliebtesten Zielscheiben seiner Attacken. Nun braucht sich niemand zu wundern, wenn es diesmal den Deutschen GünterGrass erwischt hat.

Der 1936 in der südperuanischen Stadt Arequipa geborene Vargas wurde in den sechziger Jahren mit seinen drei ersten großen Romanen *Die Stadt und die Hunde, Das grüne Haus* und *Die andere Seite des Lebens* weltweit bekannt. In ihnen setzte er sich kritisch auseinander mit dem autoritären Gehabe der militärischen Institution, der verlogenen Moral der Oberschicht, der Hoffnungslosigkeit des städtischen Kleinbürgertums, der Ausbeutung und Ausrottung der Indios und anderen sozialen Ungerechtigkeiten in seinem Heimatland. Wegen der Thematik seiner Werke, aber auch aufgrund seiner formalen und stilistischen Qualitäten galt er von da an als einer der besten lateinamerikanischen Autoren der Gegenwart. Einen so großen Erfolg wie Garcia Marquez mit Hundert Jahre Einsamkeit konnte er allerdings bisher nicht verbuchen (und das erklärt sicherlich einiges). In Interviews, Vorträgen und Zeitungsartikeln gab er sich als fortschrittlicher, systemkritischer Schriftsteller zu erkennen, der auch mit der kubanischen Revolution sympatisierte (in den sechziger Jahren haben das auch viele andere getan, hüben wie drüben).

Anfang des Jahres 1971 kam dann der von den Medien spektakulär ausgeschlachtete Bruch mit Kuba. Anlaß dafür war die Verhaftung des Dichters Heberto Padilla. Aus Paris, wo er seit einigen Jahren lebte, schrieb Vargas einen offenen Brief an die Führung, in dem er dieser stalinistische Methoden vorwarf und enttäuscht feststellte, dies sei nicht der Sozialismus, den er für seine Heimat und für Lateinamerika wünsche. Nicht gerade ein Zeichen intellektueller Redlichkeit war jedoch die Tatsache, daß Vargas und der Mitverfasser des Briefes, der spanische Schriftsteller Juan Goytisolo, andere prominente Autoren - darunter auch Garcia Márquez - als Unterzeichner jenes Schreibens erscheinen ließen, ohne daß diese gefragt worden wären. Die Reaktion aus Lateinamerika kam auch prompt und fiel entsprechend hart aus. Die Mehrzahl der lateinamerikanischen Schriftsteller, Maler, Filmemacher, Sänger, Komponisten und Kritiker - unter ihnen Benedetti, Carpentier, Guillén, Cortázar, Skármeta, Onetti, Miguel Litt in, Raúl Ruiz, Siqueiros, um nur die bekanntesten zu erwähnen - distanzierte sich in scharfer Form von den Autoren des offenen Briefes und solidarisierte sich mit der kubanischen Revolution. Hinzu kam der peinliche Umstand, daß Vargas und Goytisolo in Paris gerade dabei waren, die literarische Zeitschrift *Libre* (»frei«) herauszugeben, die mit Geldern des ehemaligen bolivianischen Zinn-barons Patino finanziert wurde, und deren Erscheinen mangels Leserschaft nach wenigen Nummern wieder eingestellt werden mußte.

Egal, ob es sich dabei um die Rechtfertigungsversuche eines reumütigen Konvertiten oder um bloße Profilierungssucht oder auch um beides handelt: seine Angriffe auf die Linke wurden immer häufiger und heftiger in dem Maße, wie seine Romane schlechter wurden. *Der Hauptmann und sein Frauenbataillon* und *Die Tante Julia und der Kunstschreiber* sind zwar nach wie vor gut geschriebene, aber doch etwas müde-frivole Anekdoten. Und in seinem letzten Werk, *Maytas Geschichte*, führt er nicht nur einen persönlichen Feldzug gegen den nikaraguanischen Dichter Ernesto Cardenal, sondern zieht auch das ganze rechte Repertoire von Vorurteilen, Klischees und Gemeinplätzen über die Linken ab, die allesamt verlogene, korrupte und dann auch noch schwule Opportunisten sind. Auch ein talentierter Autor kann zum Kunstschreiber werden, wenn er seine Zwangsvorstellung mit der Realität verwechselt.

In einigen in der westeuropäischen Presse verbreiteten Interviews bezeichnete er die Mehrheit seiner lateinamerikanischen Kollegen als »korrupte und manipulierte Zyniker und Opportunisten, die wie der Pawlowsche Hund mit bedingten Reflexen auf die infamsten Lügen der linken Propagandamaschinerie reagieren«. Als Beispiele erwähnte er namentlich Garcia Márquez, Benedetti und Cortàzar. In der spanischen Tageszeitungs *EI pais* erinnerte ihn der im Exil lebende

Uruguayer Benedetti daran, daß nicht wenige dieser Schriftsteller, die Vargas als »korrupte Zyniker und Opportunisten« beschimpfte, in Lateinamerika verfolgt, gefoltert oder ermordet worden sind. Während beispielsweise in Argentinien die Schriftsteller Haroldo Conti, Rodolfo Walsh und Francisco Urondo zusammen mit 30.000 Menschen verschwanden, der Dichter Mauricio Rosencof in den Kerkern der Militärdiktatur Uruguays jahrelang gefoltert wurde, chilenische Intellektuelle ins Exil gehen mußten, und während in Somozas Nicaragua ebenso wie in EI Salvador und Guatemala auch Dichter und Romanciers von den Todesschwadronen erschossen wurden, setzte sich der damalige PEN-Club-Vorsitzende Vargas in Zeitungsartikeln leidenschaftlich für den inzwischen in den USA lebenden Solschenizyn ein. Ob das auch ein bedingter Reflex des Pawlowschen Hundes war? Tatsache ist, daß es für die in Lateinamerika herrschende Oberschicht und ihre nordamerikanischen Verbündeten immer interessanter und auch einträglicher ist, wenn über ferne Gulags berichtet wird, während die Greueltaten in den eigenen Konzentrationslagern verschwiegen werden.

Immer wieder versucht Vargas sich das Image des unabhängigen und unbestechlichen Kritikers zu verschaffen, indem er darauf verweist, daß er offen und ehrlich seine Meinung sage und sich dabei des Risikos bewußt sei, daß der Beifall von der falschen Seite kommen könne. Tatsächlich hat er es oft genug riskiert, und der Beifall scheint wohl doch von der richtigen Seite zu kommen, denn immerhin genießt er ihn seit fünfzehn Jahren ununterbrochen und unwidersprochen. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß die Rechte in aller Welt - anders als die Linke - sich nur selten in der Wahl ihrer Freunde irrt.

Mitte Juli dieses Jahres kam Vargas zu einer Vortragsreihe in die Bundesrepublik, und zwar als Gast der CDU. Da er nun seit einigen Jahren sein abstraktes sozialistisches Ideal aufgegeben hat, setzt er sich in letzter Zeit verstärkt für die Form der bürgerlichen Demokratie ein, wobei er auch EI Salvador als Modell zu akzeptieren bereit ist. Angesichts dieses nicht gerade originellen und berauschenden Vorschlags, und angesichts der schmerzlichen Erfahrung, die Chile und andere Länder mit der bürgerlichen Demokratie gemacht haben, und schließlich angesichts der Tatsache, daß auch unter Somoza, Duvalier und Stroeßner regelmäßig »demokratische« Wahlen abgehalten wurden (bzw. werden), ist es nicht verwunderlich, wenn die Mehrzahl seiner lateinamerikanischen Kollegen nicht bereit ist, ihm widerspruchslos zu folgen.

Und seine demokratische Gesinnung wurde nicht dadurch glaubwürdiger, daß er vor ein paar Jahren als Starredner auf einem »Kongress freier Intellektueller« auftrat, der von der Moon-Sekte organisiert wurde. Auch da gab es sicherlich eine Menge bedingter Reflexe.

Auf einer PEN-Tagung im Frühjahr in New York bezeichnete Vargas den kolumbianischen Nobel-Preisträger Garcia Márquez als »Hofschranze Fidel Castros«. Beim Hamburger PEN-Kongress forderte ihn Günter Grass jetzt auf, diese Behauptung zurückzunehmen und sich bei Garcia Márquez zu entschuldigen. Daraufhin hat Vargas in der spanischen Tageszeitung *EI Pais* einen langen Aufsatz unter dem Titel »Antwort auf Günter Grass« veröffentlicht. Darin wiederholt er die Vorwürfe gegen den kolumbianischen Autor und schreibt weiter: »Wahrscheinlich bewundere ich das Werk von Garcia Márquez genauso wie Sie, Herr Grass, und vielleicht kenne ich es sogar etwas besser, denn ich verbrachte zwei Jahre meines Lebens damit, es zu studieren, und schrieb auch darüber.« Das mag ja stimmen, aber in dieser Auseinandersetzung geht es nicht um die schriftstellerischen Qualitäten von Garcia Márquez, und die profunde Kenntnis eines literarischen Werkes berechtigt niemanden dazu, dessen Autor unwidersprochen zu diffamieren. Vargas wirft Grass auch vor, von Lateinamerika nur Nicaragua zu kennen, und zwar »durch einen kurzen, vom dortigen Regime sorgfältig vorbereiteten Besuch«. Nun muß man nicht unbedingt ein Lateinamerika-Experte sein, um zu erkennen, daß die Behauptung, Garcia Márquez sei »ein Hofschranze Fidel Castros«, eine niederträchtige Anschuldigung ist.

In seinem jüngsten Interview mit der Madrider Zeitung *ABC* hat sich Vargas offenbar zu weit vorgewagt, denn nun rügt ihn selbst die *FAZ* als »ein wenig demagogisch«. Vargas: »Günter Grass zeigt eine altbekannte autoritäre Haltung. Und wenn das von einem Deutschen kommt, dann müssen einem aus Angst die Haare zu Berge stehen.«

So sind sie, die Renegaten: den Gulag fest im Visier, aber bei jeder fiependen Maus gleich auf dem nächsten Klappstuhl.

Konkret 08/86, S. 78

Nadine Gordimer, Catherine Cavid

»Die Schwarzen werden die Macht Übernehmen. Das ist sicher«

KONKRET: Was die Botha-Regierung total zensiert und uns gekonnt verheimlicht, ist das tägliche Leben der Südafrikaner. Wie spielt es sich ab?

N. Gordimer: Für viele Weiße geht das Leben ganz normal weiter. Bis auf ein Detail: Sie fangen an, Angst zu haben. Selbst jene, die nie aus ihrem »weißen Umfeld« herausgehen, bemerken, daß die gegen die Schwarzen gerichtete Gewalt anfängt, sich gegen sie selbst zu wenden. Vor ein paar Tagen explodierte eine Bombe morgens um 11 Uhr in einem Supermarkt. Der Vater eines getöteten Kindes erklärte den Zeitungen: »Es wird Zeit, daß die Regierung endlich einsieht, daß sie mit dem ANC reden muß«. Was die Schwarzen angeht, keiner von ihnen wird sein normales Leben fortsetzen. Sie leben in einem Zustand ständiger Bedrohung, selbst wenn sie sich nicht engagieren wollen. Wir leben in einem Land, das sich im Krieg befindet.

KONKRET: Und ihre Meinung dazu?

N. Gordimer: Da Versammlungen verboten sind, haben wir nur bei Jazz-Festivals, bei den gemischten Marathons (von Weißen und Schwarzen) und vor allem bei den Beisetzungen Gelegenheit, unsere Solidarität mit den Schwarzen zu zeigen. Im letzten Monat hat eines der schwarzen Townships eine Tragödie erlebt. Alexandra (100.000 Einwohner) liegt dicht an einem weißen Luxusvorort, dessen Straßen entzückende Namen tragen. Das schrecklichste dabei war, daß Schwarze andere Schwarze massakrierten. Die Schwarzen haben Feinde unter ihren eigenen Leuten. Sie nennen sich die »Wachsamen«. Sie tragen eine Art Uniform und schwingen eine weißes Tuch. Niemand weiß, ob die Regierung sie bezahlt. Das sind häufig Leute, die gut situiert waren, bis die Umstände härter wurden. Sie hassen die jungen Aufständischen, die sie ihres kleinen ruhigen Lebens beraubt haben. Die »Wachsamen« schossen auf die Demonstranten, die vor dem Rathaus, dem Symbol der Regierung, aufmarschiert waren. Es hat eine richtige Schlacht stattgefunden. 30 oder 40 Tote, Dutzende von Verletzten. In der Stadt gab es Mord und Totschlag. Viele Häuser brannten.

Eine Woche später brachte die weiße Polizei acht junge Leute aus Alexandra um. Eine riesige Beisetzung fand statt. Mindestens 30000 Leute Es war ein Samstag. Am nächsten Tag hat sich eine Gruppe von Partisanen der United Democratic Front (UDF) dazu entschlossen, eine alte Tradition aufzunehmen: Die Reinigung der Gräber. Es wird gesungen, gebetet, Blumen werden mitgebracht. Wir haben in den Zeitungen dazu aufgerufen. Dreihundert Weiße haben sich freiwillig gemeldet. Man hat uns genau erklärt, wie wir uns verhalten müssen: vor allem nicht auf polizeiliche Provokation zu reagieren. Wir sind mit vier Bussen, die von Taxifahrern aus Alexandra gefahren wurden, aufgebrochen. Als wir ankamen, war da eine Blockade von etwa hundert weißen Polizisten mit vier gepanzerten Fahrzeugen. Sie haben uns gestoppt und uns geraten, nicht in die Stadt vorzudringen, aus Sicherheitsgründen. Wir haben gesagt, es gebe keine Gefahr: »Wir sind von einer Delegation der Bevölkerung eingeladen, außerdem sind unsere Fahrer aus Alexandra.« »Gut, Fahren Sie. 'Sie riskieren aber sechs Monate Gefängnis oder eine erhebliche Geldstrafe.« Und wir sind durchgefahren. Seit Jahren war ich nicht mehr in Alexandra. Die Szenerie war wie eine Sinnestäuschung: Es gibt nichts, kein Abwassersystem, kein fließendes Wasser. Alles funktioniert nur mit Wassereimern. Die Häuser sind verfallen. Aber die Leute, die uns empfingen, sind peinlich sauber. Sie haben uns bei der Hand genommen und mit uns gesungen. Tausend Leute sind mit uns bis zum Friedhof gezogen. Und dort war eine zweite Polizeiblockade. Sie richteten ihre Gewehre auf uns.

Als die Zeremonie beendet war, bewegten sie sich geschlossen auf uns zu und zielten mit ihren Gewehren auf uns. Sie warfen Tränengas. Mehrere Personen wurden getroffen. An jenem Tag begriff ich, was polizeiliche Provokation ist.

Am folgenden Sonntag machte die Polizei des Townships eine Razzia in einer Kirche voller Menschen. Wir sind im Krieg, wissen Sie. Und es sind nicht die Schwarzen, die die Weißen angreifen....

KONKRET. Wieso nehmen sie das Risiko auf sich, so frei zu reden?

N. Gordimer: Ich kann nicht anders. Ich kann nicht aus Südafrika weggehen, ohne jedesmal darüber zu reden, wenn ich die Möglichkeit dazu habe. Die Welt muß Bescheid wissen. Mein Freund, der Erzbischof Desmond Tutu, ist für mich ein Beispiel: ich unterstütze ihn. Er durchquert die ganze Welt, um wirtschaftliche Sanktionen zu verlangen. Deswegen riskiert er zehn Jahre Gefängnis. Und das ist kein eingebildetes Risiko: Vor einigen lägen ist ein Bischof von Johannesburg verhaftet worden. Einige halten Tutu für politisch gemäßigt. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Ich habe gesehen, wie er in einen Kampf zwischen Schwarzen eingriff: einer von ihnen war des Verrats angeklagt und man wollte ihm einen brennenden Reifen um den Hals legen. Er hat ihm das Leben gerettet. Er ist gemäßigt, in dem Sinne, daß er sich nicht weigert, mit den Weißen zu reden. Für die Extremisten des schwarzen Bewußtseins ist das unverzeihlich. **KONKRET**: Meinen Sie, daß wirtschaftliche Sanktionen eine Lösung wären?

N. Gordimer: Man darf nicht öffentlich sagen, daß man für Sanktionen ist, es sei denn, man hat Lust, zehn Jahre im Gefängnis zu verbringen. Ich werde das also nicht sagen. Natürlich wäre ich entzückt, gäbe es ein anderes Mittel, die

Apartheid abzuschaffen. Meines Wissens existieren nur zwei: Der Bürgerkrieg oder die Sanktionen. Man muß nur wählen.

KONKRET: Und die Verhandlungen?

N. Gordimer: Ich werde wie Nelson Mandela antworten: »Man kann nur mit einem freiem Menschen verhandeln.« Lassen Sie die Gefangenen frei, hören Sie mit den politischen Prozessen auf, erlauben Sie den Verbannten heimzukehren, legalisieren Sie die schwarzen Organisationen. Dann kann man sofort verhandeln.

KONKRET: Meinen Sie, daß Mandela eines Tages freigelassen wird?

N. Gordimer: Da habe ich überhaupt keine Zweifel! Die Welt muß wissen, daß die Schwarzen die Macht in Südafrika übernehmen werden. Das ist absolut sicher.

Konkret 08/86, S. 81

Wolfgang Michal

Der Noellesche Dreisatz

Neues aus der Zahlenreitschule Allensbach am Bodensee

Frau Prof. Dr. phil. Dr. oec. h.c. Elisabeth Noelle-Neumann hat Absatzschwierigkeiten. Ihr Allensbacher Institut für Demoskopie ist nicht mehr so gefragt wie früher. Und das kommt daher, weil der von Frau Professor in die Kommunikationstheorie eingeführte *Noellesche Dreisatz* von bundesdeutschen Journalisten mehrheitlich und absichtlich »blockiert« wird.

Dabei ist der *Noellesche Dreisatz* etwas Wunderbares, universell und beliebig anwendbar, dehnbar, aufblasbar und resistent gegen »ganzheitliche« Betrachtungen.

Der *Noellesche Dreisatz* könnte zum Beispiel so lauten: Von 1982 bis 1986 stieg die Zahl der Ehescheidungen um 25 Prozent. Im gleichen Zeitraum wuchs der Anteil der Grünen um ebenfalls 25 Prozent. Daraus folgt: Die Grünen zerrütten unsere Ehen.

Wie bitte? Sie glauben nicht, daß das Ansehen einer Kommunikationswissenschaftlerin auf solchen Theorien beruhen kann? - dann müssen wir ins Detail.

In zwei Vorträgen im Mai und im Juni dieses Jahres versuchte Frau Professor vor kirchlichen Kreisen nachzuweisen, daß kommerzielles Fernsehen christliche Wertvorstellungen besser vermittle als öffentlich-rechtliches. (Im Grunde genommen eine Binsenweisheit).

Zur Stützung ihre These vergleicht die Professorin zwei Umfragen zur Religiosität junger Leute in den USA und in der Bundesrepublik. Ergebnis: In Amerika, dessen Fernsehen (wie Noelle-Neumann mehrfach betont) »auf marktwirtschaftlicher Grundlage« arbeitet, glauben 94 Prozent der 18- bis 24jährigen an Gott, in der Bundesrepublik dagegen nur 52 Prozent. An die Sünde glauben in den USA noch 89 Prozent, in der Bundesrepublik lediglich 45 Prozent. 69 Prozent der jungen Amerikaner glauben an ein Leben nach dem Tode, in der Bundesrepublik nur 29 Prozent. Daraus folgt: Öffentlich-rechtliches Fernsehen macht atheistisch.

Sie schütteln den Kopf? Sie glauben nicht an die Wirksamkeit solcher Beweisführung? -Tatsache ist, daß der *Noellesche Dreisatz* eine so bestechend einfache Logik enthält, daß ihn sogar die Medienpolitiker der Parteien relativ leicht verstehen.

Doch für die Durchsetzung des Privatfernsehens reichen Parteien nicht mehr aus. Erst wenn auch die anderen »gesellschaftlich relevanten Gruppen«, die Kirchen und die Gewerkschaften an den *Noelleschen Dreisatz* glauben, könnte die bislang unüberwindbare »Akzeptanzbarriere« beiseitegeräumt werden. Und deshalb müht sich Frau Noelle-Neumann nach Kräften, den »Teufel Kommerzfernsehen« zu entdämonisieren.

So ist ihr zweiter Ansatzpunkt die christliche Familie, die Keimzelle des Staates. Noelle-Neumann führt an, daß sich in Amerika die Abstände zwischen den Wertvorstellungen der Eltern und denen der Kinder in jüngster Zeit verringert hätten. Da sich das amerikanische Fernsehen aber gleichzeitig weiter ausbreite, könne nur messerscharf daraus geschlossen werden: kommerzielles Fernsehen wirkt harmonisierend.

Die Professorin geht aber noch eine Schritt weiter und demonstriert den *Noelleschen Dreisatz* auch an einem deutschen Beispiel. Das rheinland-pfälzische Kabelpilotprojekt Ludwigshafen liefert ihr die entsprechende Zahlen: »Wir haben weitgehend die gleichen Interessen' ' sagen die Kabelteilnehmer vor dem Anschluß zu 57 Prozent, nach dem Anschluß zu 63 Prozent. 'Wir sind oft verschiedener Ansicht' sagen die Kabelteilnehmer vor dem Anschluß zu 36 Prozent, ein Jahr später zu 29 Prozent. 'Öfter ist die Stimmung bei uns wegen Kleinigkeiten gereizt' sagen die Kabelteilnehmer vor dem Anschluß zu 31 Prozent, eine Jahr später zu 17 Prozent.«

In einen *Noelleschen Dreisatz* gegossen würde diese Gleichschaltungsmentalität so lauten: Die Zahl der Kabelteilnehmer steigt, die Zahl der familiären Konflikte bei Kabelteilnehmern nimmt ab. Also: Ist erst die ganze Republik verkabelt, gibt's keine (Generations)Konflikte mehr. Alle glauben dasselbe.

Nun könnten Spötter auf die Idee verfallen zu sagen, das Ludwigshafener Kabelfernsehen sei derart miserabel, daß man sich wieder der eigenen Familie zuwenden müsse. Aber Elisabeth Noelle-Neumann versteht keinen Spaß. Sie nimmt sich und ihr Allensbacher Institut so ernst, daß sie ihre Dreisatzspielereien auch noch mit tiefgründigen Demokratietheorien untermauern muß.

Schon 1976 sorgte sie für Heiterkeit mit der These, daß Helmut Kohl die Wahl vor allem deshalb verloren habe, weil ihn die Kamera-Objektive vorzugsweise von unten aufgenommen hätten. Der zugrundeliegende *Noellesche Dreisatz* dürfte vermutlich so gelautet haben: Die Durchschnittsgröße der Kameramänner von ARD und ZDF stieg von 1972 bis 1976 um 8,5 Prozent, die Zahl der CDU Mandate im Bundestag stieg ebenfalls um 8,5 Prozent. Daraus folgt: Wäre die Größe der

Kameramänner nicht nur von 170 cm auf 184,5 cm, sondern auf 190 cm gewachsen, hätte die CDU die Wahl gewonnen. Dem neuen Kanzler hätten die Objektive dann auf gleicher Höhe gegenübergestanden.

Heute, zehn Jahre später, weiß die Professorin ihre damalige These zu aktualisieren. Wieder behauptet sie, daß das öffentlich-rechtliche Fernsehen die tatsächliche Harmonie der Welt verzerre. Diesmal nicht durch die Wahl der Perspektive, sondern durch die Wahl der Themen. Die Programme von ARD und ZDF würden - so Frau Noelle-Neumann - allein unter den Aspekten der Sensation, des Konfliktes und der Katastrophe zusammengestellt, mithin am Leben des Normalbürgers vorbei. Der aber finde seine Wirklichkeit im Fernsehen immer weniger wieder. Frau Noelle-Neumann macht daraus die Theorie von der »blockierten Kommunikation«. Eine »Schweigespirale« ohne Ende.

Das halten Sie für Scharlatanerie? Das ist Kommunikationswissenschaft. Und zwar nachweisbar: In den letzten Jahren ist die Zahl der US-amerikanischen Spielfilme im öffentlich-rechtlichen Fernsehen um 375 Prozent gestiegen. Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Allergieerkrankungen um das Vierfache...

Na bitte, Sie können es auch schon.

Konkret 08/86, S. 82

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Die »Bild-Zeitung« übersetzt aus dem Englischen des »Guardian«:

Deutschland kommt der Verdienst zu, das Spiel in ein Match verwandelt zu haben, an das man sich erinnern wird.

Sie schreiben halt so deutsch, wie K.H. Förster kickt. Es muß natürlich heißen: das Verdienst und der Matsch, an den man nicht erinnert werden mag.

Die Angst des Reiseschriftstellers vorm Eisenbahnunglück:

Es gibt kaum ein einziges Tagebuch, das Freude, gar Glück festhält.

Was ist ihm denn nun wieder passiert? Also erst stand da, daß es kein einziges Tagebuch gibt. Doch beim Korrekturlesen beschlich den Raddatz die Furcht, irgendein ihm unbekannter Skribent (Goethe? Tucholsky?) habe vielleicht doch einmal ins Tagebuch gejuchzt und dann lachen wieder alle - sicher ist sicher: schreib *kaum* rein und du bist gegen vier bis fünf glückliche Beispiele gefeit. Aber was tut der Unglücksmensch? Schussel der er ist, läßt er sein Necessaire am Tatort zurück, das *einzige*, das ihn überführt - weil man zwar *kaum eines* sagen kann, nicht aber *kaum ein einziges*, denn ein einziges gibt es oder gibt es nicht. Andererseits: Was sollte er machen? Schreiben, daß er nicht weiß, wieviele Tagebücher es gibt, die Freude, gar Glück festhalten? Das ist nun wirklich von kaum einem jeden Feuilletonisten zu verlangen, nämlich von keinem und von diesem schon gar nicht.

Im Märchen wird die arme Müllerstochter eingesperrt, bis sie Stroh zu Gold gesponnen hat. Wohin wohl die »Frankfurter Allgemeine« ihren Redakteur Busche gesteckt haben mag, daß dieses Wunder geschah?:

Argumente trägt Kohl unverdrossen vor. Aber eben als Bundeskanzler, was die Darstellung des Amtes als Motor der Überzeugungsarbeit kräftig einbezieht. Der da, so der Eindruck, redet zu mir als Bundeskanzler Als Bundeskanzler muß er zu mir reden, weil ich als Wähler mit meiner Stimme auch über den Bundeskanzler entscheide. Um zu beschreiben, was Kohls Stärke ausmacht, kann man nicht die Ebene des Vergleichs von Parteiführern wählen ... Und da fällt auf, daß Kohl sich gewöhnlich als Person und als Amtsinhaber deckungsgleich zur Erscheinung bringt. Er ist so ganz und gar Bundeskanzler, es fehlt so überhaupt die Ahnung eines Menschen, der,... als ein anderer Helmut Kohl neben ihm stehen könnte, daß er wie aus einem Geschichtsbuch genommen wirkt... Kohl möchte immer der maßgebliche und verbindliche Interpret des Bundeskanzlers sein, an dessen Zügen man Kohl erkennt.. Helmut Kohl flößt seinen Wählern das Vertrauen ein ... Jenseits der beeindruckenden physischen Präsenz Kohls ist es eine sich indirekt mitteilende Stärke, die Freunde und Gegner beeindruckt .. Sollte Kohl die Wahl 1987 gewinnen, wird bald niemand mehr begreifen können, wie er früher einmal zur Karikatur hatte werden können. Er ist eben der Kanzler.

Armer Bursche! Sie müssen ihn vier Wochen lang aufs Redaktionsklo gesperrt haben.

In einem Aufsatz für den »Spiegel« macht sich der ehemalige grüne Bundestagsabgeordnete Hubert Kleinert das Folgende vor:

Nach der Atomkatastrophe von Tschernobyl nüchtern über Alternativen zur derzeitigen Bundesregierung nachzudenken, fällt so ganz einfach nicht.

Aber was kann denn das arme Tschernobyl dafür, daß dem Kleinert das nüchterne Nachdenken so ganz kompliziert fällt? Hätte er vor der Katastrophe gerufen: Nichts, was mir einfacher fiele? Mußte es da dem Atomkraftwerk nicht leicht fallen, in die Luft zu fliegen?

Die Sowjets aber sollen sich gesagt sein lassen, daß ich mit ihrem Reaktorunfall ganz und gar nicht einverstanden sein kann, solange sie nicht dafür sorgen, daß der Fallout frei vom Strunzium des H.G. von Studnitz bleibt:

Seit Tschernobyl wissen wir, was bisher nur zu vermuten war Daß die Russen im Erleiden einer nuklearen Katastrophe ein nachahmenswertes Stehvermögen zeigen würden. Von ihm aber hängt in einem mit Kernwaffen ausgefochtenen Konfliktsfall das Überleben ab,

das immerhin möglich erscheint, solange mit Atomraketen gefochten wird und die Riposte nicht als *massive retaliation* nach hinten losgeht. Dann nämlich wird es nicht mehr genügen, flink wie Kruppstahl die Konfliktsfallkeller aufzusuchen, sondern es heißt Stehvermögen zeigen - strahlenfest wie ein Kalkadel, der sich schon heute durch die tägliche Einnahme

eines Filets vom Millirem an Becquerel-Sauce für das letzte Pilzgericht trainiert.

In der »Zeit« ist der Redakteur Benedikt Erenz (so möchte man heißen!) zuständig für den deutschen Literatur:

Wen ausschließlich die Frage interessiert, ob packend oder nicht packend erzählt, reduziert die Literatur auf ihren Unterhaltungswert.

Und wehe den, dem dann noch liest!

Bürgerkrieg in der »Bild-Zeitung«:

70 Chaoten in Lederjacken, zum Teil mit bunten Haaren, stürmten gestern Abend ins Hotel »Stadt Altona« an der Louise-Schröder-Straße. Grölend marschierten sie durch die Halle in den kleinen Saal im Souterrain, in dem 13 alte Herren vom »Verein für kulturelle und soziale Öffentlichkeitsarbeit« tagten. Sie rissen Mikrophone aus Ständern, Telefone aus der Wand. Tische wurden umgeworfen. An die Wände sprühten sie »Nazis raus!« Mehreren Herren wurden die Acktentaschen weggerissen.

Ich zweifelte bis zum Schluß, ob die Herren Chaoten die richtigen Herren erwischt hatten. Die »Acktentaschen« haben mich überzeugt.

Mein Evergreen:

Wenn plötzlich das Ölfaß überläuft

kann es geschehen, daß

manchem die Ätsch-Rufe im Halse stecken bleiben,

und nicht nur das, es führt auch zu

einer bedrückenden Perspektive für die US-Bankenwelt, die sich südlich des Rio Grande bis zur Halskrause engagiert hat und nun befürchten muß, daß sie mit in den Strudel gerissen wird.

Schlimmer:

Auch Jordanien und der PLO wird der Brotkorb höher gehängt

und

soziale Unzufriedenheit tritt zum erstenmal nach den Goldgräberjahren des Aufbruchs in Erscheinung.

Deshalb:

Genießen wir's, so lange es geht. Aber vergessen wir nicht: Ungetrübt ist das Glück nicht. Ewig kann es sowieso nicht dauern: Schon in den neunziger Jahren wird das Petroleumpendel zurückschwingen,

den Brotkorb tiefer hängen, den Strudel unter die Halskrause drücken und soziale Zufriedenheit zum zweitenmal nach den Goldgräberjahren des Auf- und Umbruchs in Erscheinung treten lassen - ätsch!

Ein Geständnis:

Fast jeder weiß von sich: »Ich könnte auch anders.« Das Mißliche ist nur, daß viele durch die Ungunst der Umstände zu bestimmten Spielen gezwungen werden, deren Regeln sie im Grunde ablehnen, und daß man im allgemeinen die Regeln gar nicht überblickt, daß man also in einem Spiel mitwirkt, dessen voraussichtlichen Ausgang man nie und nimmer abschätzen kann.

Und ich dachte, der Günter Zehm, der bei Springer den spätfaschistischen Treppenterrier spielt, tue das freiwillig, überblicke die Regeln und könne gar nicht anders. Nur darum habe ich ihn so oft verletzt. Jetzt, da ich in ihm den möglichen Nachfolger Georg Polikeits sehen darf, soll das nie wieder vorkommen.